

Hanni Münzer

**DAS MÄDCHEN
HINTER DER MASKE**

Roman

Deutsche Erstausgabe 2015
© Copyright 2015 für die deutschsprachige Ausgabe:
Hanni Münzer
© Copyright Sex-*treme* Adventures Agency
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen Zustimmung der Autorin.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Verwertung, Übersetzung und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Jede Ähnlichkeit mit verstorbenen oder noch lebenden Personen wäre rein zufällig.
Bildnachweis/Gestaltung: tatlin.net
Idee © H.M.
Lektorat/Korrektorat: MWT, Lux
Impressum:
Litag
80799 München
Mehr Informationen finden Sie auf:
www.hannimuenzer.de oder
<https://www.facebook.com/hanni.muenzer>
www.facebook.com/HanniMuenzerAutorin?fref=ts

Der direkte Kontakt zum Leser ist mir sehr wichtig.
Darum freue ich mich über Anregungen, Kritik und Austausch jederzeit unter:
mail@hannimuenzer.de

Diese Geschichte ist all jenen gewidmet, die an die Macht der Liebe glauben.

„Das Herz hat Gründe, von denen der Verstand nichts weiß.“

Blaise Pascal

„Jeder Mensch hat ein(e) Happy End verdient!“

Marisol Esperanza

Vier Jahre zuvor in New York City

Seit knapp einer Stunde saß sie jetzt in der Bar und behielt die Tür im Auge. Wo blieb der Mann bloß?

In diesem Moment tauchte der Besitzer der Bar vor ihr auf, ein Smartphone in der Hand. „Sind Sie Paula?“, fragte er mürrisch.

Sie sah zu ihm auf. Fast hätte sie verneint. Paula war der Name, den sie dem Informanten genannt hatte. „Ja. Wer will das wissen?“

„Da hat gerade einer angerufen und gesagt, ich solle Ihnen ausrichten, dass er heute nicht kommt. Er würde sich wieder bei Ihnen melden.“

Paula seufzte. Der Mann hatte sie also erneut versetzt. Das gehörte zum Alltag eines Journalisten. In Gedanken war sie schon dabei, die Story so umzuformulieren, dass sie ohne die letzte Quellenbestätigung veröffentlicht werden konnte.

Sie griff nach ihrer Tasche, als ein neuer Gast, ein sehr junges Mädchen, ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie war hübsch, wirkte dabei aber seltsam gehetzt auf Paula. Sie schätzte sie auf höchstens achtzehn Jahre. Eine Baseballkappe der New York Yankees verbarg ihr Haar. Sie hatte dieselbe Idee gehabt.

Das Mädchen blieb am Eingang stehen und musterte die wenigen Anwesenden. Kurz streifte ihr Blick auch Paula. Die überlegte, ob sie sie schon einmal woanders gesehen hatte, vor allem jedoch fragte sie sich, was das Mädchen in dieser Gegend zu suchen hatte. Die Bar befand sich im New Yorker Hafenviertel und war eine von der übleren Sorte.

Die einfache dunkle Hose und der knielange Mantel der jungen Frau hatten den Schnitt von teurer Designerware. Sie passte absolut nicht hierher, wirkte vielmehr wie ein Bild im falschen Rahmen.

Die wenigen Gäste, allesamt männlich, begannen sich nun ebenfalls für den Neuankömmling zu interessieren. Plötzlich machte das Mädchen auf dem Absatz kehrt und verließ die Bar wieder.

Im Augenwinkel fing Paula eine Bewegung auf. Ein Mann warf einen Geldschein auf den Tresen und schickte sich an, das Lokal zu verlassen.

Paulas Reporterinstinkte sprangen an wie ein gut geölter Motor. Der Typ war ihr bereits vorher aufgefallen. Er hatte sich über eine Stunde an einem einzigen Bier festgehalten. Als der Barkeeper ihn in ein Gespräch hatte verwickeln wollen, hatte er ihm zu verstehen gegeben, dass er keines suche.

Sie zahlte und folgte den beiden nach draußen. Ihre Hand tastete nach der 9mm, die sie stets bei sich trug, wenn sie sich hier allein mit einem ihrer Informanten traf.

Es regnete bereits den ganzen Tag, der Asphalt glänzte vor Nässe. Ein einsames Taxi fuhr vorüber, ansonsten lag die Straße wie ausgestorben vor ihr. Keine Spur von den beiden. Das Mädchen und der Mann schienen wie vom Erdboden verschluckt.

Da glaubte Paula, einen ersticken Schrei zu hören. Er kam von rechts. Ohne zu zögern rannte sie los. Knapp fünfzehn Meter weiter, in einer schmalen, unbeleuchteten Gasse, entdeckte sie die beiden. Der Mann hielt das Mädchen von hinten umklammert, die Hand auf ihren Mund gepresst. Sofort zog sie ihre Pistole und schrie: „Finger weg von dem Mädchen oder ich schieße!“

Der Mann reagierte augenblicklich und stieß das Mädchen zu Boden. Paula ahnte mehr, als dass sie sah, wie er ebenfalls eine Waffe hochriss. Er feuerte mehrfach in ihre Richtung, doch sie warf sich blitzschnell zur Seite. Dabei löste sich ein Schuss aus ihrer Waffe. Sie rollte herum und fand Schutz hinter einer Mülltonne. *Verdammt, wo hatte sie sich da wieder hineinmanövriert?* Paula hoffte, dass jemand die Schüsse gehört hatte und die Polizei rufen würde.

Was sollte sie jetzt tun? Hier war sie nicht sicher. Wo war der Kerl? Ihr kam eine Idee. Sie nahm ihre Kappe ab und hielt sie gut sichtbar über den Mülltonnendeckel. Nichts geschah. Sie horchte. Schlich er sich womöglich gerade an sie heran? Da hörte sie eine klare Mädchenstimme sagen: „Hau ab, du Schwein, oder ich schwöre, ich knall dich ab.“

Vorsichtig linste Paula um die Mülltonne herum. Das Mädchen stand einige Meter vor dem Mann, der merkwürdig gekrümmt an der Hausmauer lehnte. Sie stand auf und ging langsam, mit vorgehaltener Waffe, auf die beiden zu. Angesichts der doppelten Bedrohung wandte sich der Angreifer fluchend ab und flüchtete humpelnd tiefer in die Gasse hinein. Innerhalb von Sekunden hatte ihn die Dunkelheit verschluckt. Kurz darauf sprang ein Motor an und ein Wagen preschte mit quietschenden Reifen davon.

Paula begriff: Der Schuss, der sich aus ihrer Pistole gelöst hatte, musste ihn getroffen haben! Ein leises Wimmern drang jetzt an ihr Ohr. *Das Mädchen!* Es kauerte mit gesenktem Kopf auf

dem Boden, die Hände um die Pistole des Ganoven gekrampft. Bei dem Zweikampf hatte sie ihre Kappe verloren. Langes, auffallend blondes Haar verdeckte ihr Gesicht. Paula kniete sich vor sie hin. „Ist dir was passiert? Bist du verletzt?“, erkundigte sie sich besorgt.

Das Mädchen schüttelte stumm den Kopf.

Paula holte ihr Telefon hervor. „Ich rufe die Polizei.“

„Nein, keine Polizei.“ Sie schubste Paula weg, die dadurch das Gleichgewicht verlor, nach hinten kippte und ihr Telefon fallen ließ, während das Mädchen aufsprang und davonstolperte.

Paula rappelte sich auf, schnappte sich ihr Smartphone und sprintete ihr hinterher. Sie holte sie kurz vor der Straße ein und griff nach deren Arm.

„Lassen Sie mich!“, rief das Mädchen und versuchte, sich ihr zu entwinden.

„Ich will dir doch nur helfen.“ Paula ließ sich nicht abschütteln.

„Ich brauche keine Hilfe. Bitte gehen Sie! Er tötet Sie sonst!“, stieß sie verzweifelt hervor.

Sie befanden sich jetzt direkt unter einer Straßenlaterne. Verblüfft erkannte Paula ihr Gegenüber. Das war doch ...? Erst heute hatte sie sie in den Hauptnachrichten gesehen!

Sieh an ... Ihr Instinkt hatte sie also nicht getrogen. Paula witterte eine Story. Doch weit mehr rührte sie die sichtliche Verzweiflung des Mädchens. Sie schien weniger mit dem eben Erlebten zu tun zu haben, da steckte noch etwas anderes, etwas weit Bedrohlicheres dahinter. Ihre Augen glichen dem eines gehetzten Tiers auf der Flucht. Wovor hatte sie Angst?

„Wen meinen Sie mit *er*? Ben Law...?“

„Sprechen Sie seinen Namen nicht aus!“ Das Mädchen sah erschrocken um sich, als fürchtete sie, dass der Mann ihnen im Schatten auflauerte. „Verstehen Sie nicht? Er tötet jeden, der mir hilft!“

„Dann sollten wir schleunigst von hier verschwinden.“ Paula hakte das Mädchen energisch unter und zog sie zu ihrem Wagen, der in der Nähe geparkt war.

Die Kleine zitterte inzwischen, der Schock hatte eingesetzt und sie ließ sich widerstandslos in das Fahrzeug verfrachten. In der Ferne waren die Sirenen eines näher kommenden Einsatzfahrzeugs zu hören. Paula gab Gas.

Sie fuhr zu der Wohnung, die ihr ein befreundeter Journalist, der sich momentan in Afghanistan aufhielt, zeitweise überlassen hatte. Dort versorgte sie das verstörte Mädchen mit Decken und heißem Tee.

Im Laufe der Nacht erfuhr Paula deren ganze traurige Geschichte. Das Mädchen, das gerade einmal siebzehn war, hatte sich jemandem anvertrauen müssen.

Gegen Morgen fasste Paula einen Entschluss. Sie wählte eine Nummer in Deutschland.

Eine gut gelaunte männliche Stimme meldete sich: „Hi! Was verschafft mir das seltene Vergnügen deines Anrufs?“

„Ich brauche deine Hilfe.“ Nachdem sie aufgelegt hatte, stieß sie einen langen, tiefen Seufzer aus.

Sie hatte gerade die Story ihres Lebens in den Wind geschossen.

2

Riccardo

Ein Hasardeur des Lebens

Los Angeles/Gegenwart

Riccardo West aktivierte den Fernseher und zappte bis zum staatlichen italienischen Sender Rai, der einen Live-Bericht aus Florenz übertrug.

Soeben betrat ein Mann unter Blitzlichtgewitter das Podium, die Bildunterschrift wies ihn als Kurator der *Galleria degli Uffizi* aus. Drei verhüllte Staffeleien waren im Hintergrund zu sehen. Die Erregung in seiner Stimme, als er zu sprechen begann, war deutlich herauszuhören:

„Meine Damen und Herren, ich darf Sie recht herzlich zur heutigen Pressekonferenz in der Galleria degli Uffizi begrüßen.

Vor drei Wochen wurde unserem Museum eine anonyme Stiftung zuteil. Es handelt sich hierbei um mehrere Skizzen und eine farbige Portrait-Miniatur mit einer Größe von 12 x 14 Zentimeter. Zwei unabhängige Expertisen haben nun ergeben, dass sowohl die Skizzen als auch die Miniatur einwandfrei Leonardo da Vinci zuzuordnen sind. Meine Damen und Herren, das größte Geheimnis der Malerei ist seit heute gelüftet!“ Er schritt feierlich zur ersten Staffelei und riss das Tuch herunter.

Riccardo West schaltete den Fernseher in derselben Sekunde ab und griff nach dem Terminplan seiner anstehenden Europareise: Berlin, München, Paris, Rom, Venedig. Bevor er die Rückreise antrat, hatte er vor, noch einige Tage auf seinem Weingut in der Toskana zu verbringen – dem einzigen Ort, an dem er noch ein wenig Entspannung finden konnte. Er freute sich auf seine Hunde und Pferde dort.

Der Besuch in Venedig war nur zum Teil privater Natur. Er war auf der Jagd nach einer speziellen Venus-Büste. Der Besitzer, ein italienischer Graf, der die neunzig bald überschreiten würde, hatte sich bisher nicht von ihr trennen wollen. Aber Riccardo ließ sich so schnell nicht entmutigen: Er wollte den Grafen persönlich überzeugen, sie ihm zu überlassen. Für einen guten

Preis. Alles hatte seinen Preis. Die einzige Weisheit, an die er glaubte; bisher hatte sie sich immer bestätigt.

Darüber hinaus würde er sich mit einem japanischen Geschäftsmann treffen, der sich einen Palazzo am Canal Grande zulegen wollte. Wer weiß, vielleicht würde er ihm das Geschäft direkt vor der Nase wegschnappen? Das Objekt schien vielversprechend. Dabei war ihm primär nicht der Besitz wichtig, sondern der Weg dorthin. Er war ein Jäger.

Trotzdem konnte er das wachsende Gefühl des Überdrusses, das ihn immer häufiger befiel, nicht länger ignorieren. Selbst die Jagd konnte ihm nicht mehr die gleiche Befriedigung verschaffen wie früher. Wurde er alt? Er war sechsunddreißig, hatte alles erreicht und seine neueste Herausforderung war ... Langeweile. Seinem Leben fehlte die Würze. Vermutlich war es wieder einmal an der Zeit, sich etwas auszuleben, abzureagieren. Er griff zum Telefon.

„Hallo Riccardo“, meldete sich Dante, sein bester Freund und Geschäftsführer der exklusiven Agentur, die sie vor knapp zehn Jahren gemeinsam gegründet hatten.

Anfänglich war es nur ein launiger Best-Buddies-Einfall in einer Bar gewesen – zusammen hatten sie es auf schätzungsweise fünf Promille gebracht. Heute warf die Agentur jährlich einen zweistelligen Millionenbetrag ab, und Dante Lipsky, der ehemalige Quarterback der Chicago Bears, hatte ein völlig neues Spielfeld gefunden. „Benötigst du mal wieder meine Dienste? Schon eine Weile her, oder? Zu wenig Druck im Ventil?“

„Gott sei Dank weniger als bei dir“, konterte Riccardo. Der Frauenverschleiß seines Freundes war legendär. Es verging keine Woche, in der ihn die Presse nicht mit einem neuen Model ablichtete. West selbst mied die Medien, war bekannt dafür, niemals Interviews zu geben. „Demnächst habe ich in Europa zu tun, Italien. Genauer gesagt in Venedig. Hättest du was vor Ort für mich?“

„Venedig? Warte einen Augenblick. Da war was“, Dante konsultierte kurz seinen Computer: „Ja, ich habe da etwas absolut Exquisites für dich, sogar selbst getestet. Ein Super-Skript, aber ein wenig extrem.“

„Extrem? Das ist genau das, was ich brauche. Schick es mir rüber.“ West scrollte auf dem Laptop seine Termine durch und nannte seinem Freund Zeit und Ort.

3

Gina

Auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Wahnsinn

Rom

Jemand rüttelte mich heftig an der Schulter.

„Wach auf, Gina! Du hast einen Albtraum!“

Ich fuhr hoch. Mein Herz raste und für einen Augenblick wusste ich nicht, wo ich war. Alles um mich herum erschien mir fremd, bedrohlich. Noch immer erfüllte mich eine schreckliche Leere, das Gefühl, zu fallen, tiefer und tiefer, während mir die Lunge zusammengepresst wurde und ich langsam erstickte. Ich wusste, dass ich nicht panisch werden durfte, gegen die schwarze Atemlosigkeit ankämpfen musste.

Nur zögerlich fand ich mich in der Gegenwart zurecht. Mein Blick blieb auf dem besorgten Gesicht des jungen Mannes haften, der mich geweckt hatte. War das Pieter? Nein, Pieter war gestern gewesen, meinte ich. Ich durchforstete mein schwerfälliges Gehirn nach dem Namen. Nicht Pieter. Sven? Jedenfalls ein Student von meiner Uni.

Ich hatte gerade meine skandinavischen Wochen und vögelte mich durch eine Gruppe frischer Studenten aus Schweden. Das Sommersemester hatte vor einigen Wochen begonnen und die Auswahl war dementsprechend üppig. Ich blinzelte. Sven – falls es Sven war –, sah mich fragend an. Der Schatten des Albtraums lag noch über mir und seine Nachwirkungen machten mir zu schaffen. Ich brauchte Ablenkung und griff entschlossen unter die Decke. Er war jung und es war Morgen. Sven enttäuschte mich nicht. Ich packte fest zu und hangelte mich an seiner Morgenlatte zurück in die Realität. Sven stöhnte und bevor er sich auf mich rollen konnte, saß ich schon rittlings auf ihm. Ich war gern die Dominante und hatte die Dinge unter Kontrolle. Ich brauchte das. Danach zog ich mich in Windeseile an und verschwand ohne ein Wort. So, wie ich es immer tat.

Zuhause in meiner Zweier-WG nahm ich eine ausgiebige Dusche, schlüpfte danach rasch in Jeans und T-Shirt und warf einen Blick auf die Uhr. Verdammt, schon so spät! Ich turnte durch mein Zimmer, auf der Suche nach meinem zweiten Sneaker. Die Vorlesung von Professor Fortunato wollte ich auf keinen Fall verpassen. Er hatte eine besondere Vorführung im großen Hörsaal angekündigt.

Ich studierte im dritten Jahr Informatik mit Studienschwerpunkt Wirtschaftsinformatik und App-Entwicklung an der römischen Uni Sapienza. Auch wenn ich hier und da ein wenig über die Stränge schlug, mein Studium war mir wichtig.

Ich bändigte meine noch feuchten dunklen Haare mit einem einfachen Gummi, schnappte mir meine Jacke und meinen knallroten Helm und fegte die Treppe hinab. Beinahe hätte ich den alten Herrn im Erdgeschoss, den alle nur Methusalix nannten, umgerannt, rief ihm ein *Scusi* zu, bekam ein knorriges *questa ragazza!* zurück, erreichte den Bürgersteig, hetzte um die Ecke und schob die Garage auf, die ich mir mit meinen Nachbarn teilte. Ich schwang mich auf meine betagte Vespa und sandte ein Stoßgebet gen Himmel, dass sie ansprang. Sie hustete und spuckte etwas Rauch, doch sie hörte mich.

Sofort fädelt mich in den Verkehr rund um die Stazione Termini, den Hauptbahnhof, ein. Im Kreisverkehr kam ich einer schwarzen Limousine mit verdunkelten Scheiben ins Gehege. Die fuhr eindeutig zu schnell und ich hatte die Wahl, sie zu schneiden oder mich zurückfallen zu lassen. Ich hatte es eilig, also Ersteres. Hätte ich auf das amerikanische Nummernschild geachtet, hätte ich den Blödsinn gelassen. Aber wer rechnet denn mit sowas?

Der Fahrer jedenfalls musste in die Bremsen steigen, fand aber trotzdem Zeit für ein wildes Hupkonzert. Er zog wieder an, brachte die Limo neben mich und zeigte mir eine richtig böse universelle Geste.

Das ärgerte mich. Das war meine Stadt, sollte er sich doch an die Regeln halten und nicht wie ein Gestörter im Kreisverkehr ...! Ich ließ mich zurückfallen, um ihn bei nächster Gelegenheit nochmals zu schneiden. Er musste erneut scharf bremsen. Ich war längst weggeschlängelt. Oh, wie ich den römischen Verkehr liebte! Nichts trieb mein Adrenalin so nach oben. Ich brauchte das, diese ständige Herausforderung Grenzen auszuloten, Risiken einzugehen, auf Konventionen zu pfeifen. Das Leben zu spüren hielt mich am Leben. Ich weiß, dass das leicht verkorkst klingt, nach einem Abonnement beim Psychologen. Das ist mir bewusst, aber ich kenne ja den Grund, warum ich bin, wie ich bin.

Es war ein schmaler Grat, auf dem ich balancierte – vielleicht dem Zustand ähnlich, wenn man ein Glas Champagner auf nüchternen Magen getrunken hatte. Man merkt den Schwips und

verspürt plötzlich diese unbändige Lust, etwas Albernnes zu tun, kann sich aber dennoch zügeln. Ich zügelte mich nicht. Ich lebte.

Wenig später dachte ich, dass meine Vespa auch einen Lebensgeister weckenden Katalysator vertragen könnte. Sie fing schon wieder an zu husten wie ein alter Asthmatiker. Kurz vor der Uni spuckte sie noch eine dunkle Auspuffwolke aus und segnete endgültig das Zeitliche. Die restlichen hundertfünfzig Meter musste ich sie schieben und hatte dabei ausgiebig Zeit, mich zu ärgern.

Ich stellte mein Mofa zu den gefühlten tausend anderen, rannte über den Campus in die Uni, hetzte über Treppen durch die verschiedenen Fakultäten, nahm eine Biegung etwas zu schnell und schlitterte in den Gang hinein.

Gott sei Dank, ich war nicht die Letzte! Da vorne lief Franz, ein deutscher Student. Im vorigen Semester war er Bestandteil meiner teutonischen Speisekarte gewesen. An Franz erinnerte ich mich gar nicht einmal ungern. Er war ziemlich zupackend gewesen, und obwohl ich ungern das Heft beim Sex aus der Hand gebe, fand ich es gar nicht schlecht, wie er die Initiative ergriffen hatte ... Ich schweife ab.

Vor mir drängten noch einige weitere Spätankömmlinge auf die Tür des Hörsaals zu. Plötzlich stoppte ich abrupt ab.

Neben der Tür lehnte eine massige Gestalt, dunkler Anzug, eine Chauffeursmütze in der Hand. Ich erkannte in ihm einwandfrei meinen Straßenkontrahenten wieder. *Ausgerechnet ... Wie kam der hierher?*

Ich hatte Franz eingeholt, schnappte mir seinen Arm und drängte mich, eng an ihn gepresst, sicher in den Saal. Natürlich hatte der Fahrer mich erkannt. Spätestens nachdem sein grimmiger Blick auf meinen knallroten Helm mit dem mittigen weißen Kreuz gefallen war. Meine Freunde hatten ihn mir zu meinem 21. Geburtstag geschenkt. Erstens, weil meiner absolut verschrämmt gewesen war, und zweitens, weil mein Spitzname Svizzera lautete, da ich, wenn es um politische Diskussionen ging – das Brot der Studenten – stets ebenso neutral blieb wie die Schweiz.

Drinnen sah ich mich um, es waren kaum mehr Plätze frei. Ich ließ Franz' Arm los, der sich scheinbar Hoffnungen auf eine Wiederholung unserer Bettakrobatik gemacht hatte, und quetschte mich in den nächsten freien Sitz. Meinen Helm verstaute ich darunter. Erst dann fiel mir auf, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte den Hörsaal noch niemals so voll erlebt. Erwartungsvolles Stimmengemurmel lag in der Luft. Hatte ich etwas verpasst?

„Was ist denn los? Findet hier nicht die Vorlesung von Professor Fortunato statt?“, erkundigte ich mich bei der Studentin zu meiner Rechten. Ich kannte sie flüchtig vom Sehen.

„Nein, die wurde doch schon gestern abgesagt. Wegen Riccardo West.“ Sie seufzte den Namen mehr, als dass sie ihn aussprach. Darum verstand ich sie im ersten Anlauf nicht gleich. „Wer zum Teufel soll das sein?“, zischte ich. *Verdammt, und dafür hatte ich mich jetzt so beeilt!*

Sie sah mich an, als wäre mir eben ein zweiter Kopf gewachsen. „Na, Riccardo West, der Internet-Tycoon.“

Scheiße! Der war hier? Natürlich war mir der Name ein Begriff. Jeder kannte den Typen, und ganz besonders die Informatikstudenten. Der Amerikaner war in unseren Kreisen eine Legende. Was wollte der hier? Etwa einen Vortrag halten? Ich hatte darauf keine Lust, schnappte mir meinen Helm und stand auf, um mich zu verdrücken. Vielleicht gelang es mir, in der Zwischenzeit mein Mofa wieder zum Laufen zu bringen.

Leider öffnete sich in dieser Sekunde die untere Tür zum Hörsaal. Es war zu spät, um unauffällig zu verschwinden. Also plumpste ich zurück auf den Sitz und machte mich so klein wie möglich, auch, weil hinter mir jemand ziemlich laut flüsterte: „Setzen, Svizzera!“

Der Dekan, der Vizedekan, Professor Fortunato und einige mehr hielten feierlich Einzug. Das bekam ich aber gar nicht richtig mit, denn ich war damit beschäftigt, den Helm wieder unter den Sitz zu schieben, das Rot hätte zwischen den Studentenreihen wie ein Signal gewirkt. Das Allerwenigste, was ich wollte, war aufzufallen.

Unvermittelt ging ein kollektiver Seufzer durch die weibliche Studentenschaft.

Ich kam wieder hoch und da sah ich ihn: *Riccardo West*. Okay, ein interessantes Exemplar von einem Mann. Kein Schönling, sondern eher einer von der männlich kantigen Sorte. Nicht mehr ganz jung, ich wusste, er ging auf die vierzig zu, aber ansonsten ... Groß, breitschultrig, fast schwarze Haare und ein Auftreten wie der Pirat, der die sieben Weltmeere beherrscht. Kein Wunder, dass rundherum die Höschen feucht werden, dachte ich abschätzig. Mich selbst widerte Wests Aura von Macht und Selbstsicherheit an, allein die Art und Weise, wie Dekan und Professoren sich um ihn bemühten. Nur wegen seines Geldes. Ich kannte mich mit dieser Kategorie Männer aus: Sie waren der Pesthauch, der die Welt verseuchte, sie waren frei von Skrupel und kannten keine Menschlichkeit. Sie wollten nur eins: über andere herrschen, und dafür war ihnen jedes Mittel recht.

Wohl oder übel musste ich mir nun die Lobhudelei des Dekans reinziehen, der diesen West ankündigte, als handele es sich bei ihm um den Messias persönlich, und danach Wests ganzen Vortrag.

Zugegeben, der war nicht einmal so übel. Das, was der Mann erzählte, hatte Hand und Fuß. Zudem hielt er seinen Vortrag in lupenreinem Italienisch. Was nicht verwunderte, es war bekannt, dass seine Mutter eine Italienerin war, daher auch sein Vorname. Trotzdem hoffte ich,

dass die ganze Chose bald zu Ende wäre. Ich hatte in der Eile nicht einmal Zeit für einen Kaffee gehabt und verspürte plötzlich unbändig Lust auf einen Latte Macchiato. Doch darauf würde ich nun neunzig lange Minuten warten müssen.

Nach seinem Vortrag erkundigte sich dieser West, ob jemand Fragen habe, und wo sonst Ebbe herrschte, schossen plötzlich, wie in einer einzigen La-Ola-Bewegung, allorts Arme in die Luft. *Weibliche Arme.*

Es entspann sich eine muntere Diskussion, während der ich West vor allem dafür bewunderte, dass er sein Sakko nicht ablegte. Es herrschte nämlich eine Bullenhitze im Saal. Ich vermutete, dass sie hauptsächlich von den anwesenden Damen verursacht wurde, da mindestens zwei Drittel der Zuhörer weiblich waren. *Korrektur, Gina!* Statt Bullenhitze sollte es da ja eigentlich Kuhhitze heißen.

Ich langweilte mich und überlegte, ob ich mich nicht doch davonmachen könnte. Ich sah über meine Schulter und bemerkte den Chauffeur, kaum zehn Meter von mir entfernt. Er stand am Eingang wie eine Schildwache und sah mich direkt an. Sein Blick sagte eindeutig: *Wir sprechen uns noch!*

Logisch, dass ich darauf nicht die geringste Lust verspürte. Ich war nicht feige, aber da der Mann zweifellos zu West gehörte ...

Männern wie West ging ich aus Prinzip aus dem Weg, und Amerikanern im Allgemeinen sowieso.

Ich beschloss, den unteren Ausgang zu nehmen, der den Professoren vorbehalten war. Dafür würde ich mich durch den Strom der hinausstrebenden Studenten kämpfen müssen, aber auf diese Weise einer Begegnung mit Wests Fahrer ausweichen.

Endlich verabschiedete sich der Amerikaner. Unter tosendem Applaus, der in Standing Ovationen überging – ich wartete nur noch auf die Zugaberufe –, verließ er, gefolgt von der Professorenriege, den Saal.

Die Gänge waren sofort verstopft, es würde ewig dauern, mich da hindurchzukämpfen. Mir kam eine bessere Idee. Ich kletterte über die Stuhlreihen nach unten. Das war noch weniger gern gesehen, aber es war mir egal. Nichts wie raus hier. Der volle Saal, die abgestandene Luft, die Hitze und die Enge, das alles machte mir zu schaffen. Zudem laborierte ich noch an den Auswirkungen des Albtraums, der gnadenlos das Tor zu einer Vergangenheit aufgestoßen hatte, an die ich nicht erinnert werden wollte.

Unten angekommen, fiel mir zu spät ein, dass die Tür durch die Professoren meist abgesperrt wurde, und betete, dass sie es in der West'schen Euphorie vergessen hatten. Ich drückte die Klinke, die Tür gab nach und ich stieß sie schwungvoll auf. *Na, bitte, Glück muss*

man haben! Oder auch nicht. Denn ich prallte just gegen jemanden, der gerade zur Tür hereinwollte. Mein Helm entglitt mir und fiel zu Boden. Das heißt, fast. Mein Gegenüber bückte sich nämlich blitzschnell und fing ihn noch rechtzeitig ab. Er richtete sich auf, machte aber keine Anstalten, mir den Helm zurückzugeben. Stattdessen sagte er auf Italienisch: „Sieh an, Sie sind das!“

Seine Worte erschreckten mich so sehr, dass alles Blut in meine Beine sackte. Sekundenlang war ich wie gelähmt. Ich starrte Riccardo West einfach nur an. Aus der Nähe war er noch eindrucksvoller und ich konnte seine kraftvolle Ausstrahlung spüren, als würde er feine elektrische Impulse aussenden. Es war, als wäre ich in ein Spannungsfeld geraten. Ich konnte mich nicht daraus lösen, sah in seine unfassbar blauen Augen und dachte dabei völlig abgedreht, dass es eigentlich verboten sein müsste, derart blaue Augen zu haben. *Verdammt, was tat ich da?* Stand blöd herum und glotzte kuhäugig! Ich musste hier weg!

Hastig griff ich nach meinem Helm und wollte mich schleunigst davonmachen. Doch er hielt ihn fest und zwang mich damit, stehenzubleiben. „Sie sind mir einen Kaffee schuldig. Und ein Hemd ...“

Wie bitte? Wovon, zum Teufel, redete der?

West stellte meinen Helm zwischen seinen Füßen ab und begann, sein Sakko aufzuknöpfen.

Das lenkte meinen Blick von seinen verstörenden Augen automatisch auf seine großen braunen Hände. Er hatte nicht nur schöne Augen, sondern auch gutgeformte Hände mit langen, kräftigen Fingern. Natürlich war das eine rein rationale Betrachtung. Eine Ist-Analyse. Schließlich war ich angehende Informatikerin.

West zog jetzt das Sakko aus, hakte den Zeigefinger in den Aufhänger und warf es sich mit Schwung über die rechte Schulter. Ein riesiger Kaffeeleck zierte sein ansonsten blütenweißes Hemd.

Es war nicht schwer, eins und eins zusammenzuzählen: Kaffee im Auto. Vollbremsung. Eine Mofafahrerin, die sich davonschlängelte. Der verflixte Helm! Ich. *Schuldig ...* Trotzdem durchrieselte mich Erleichterung. Darum ging es also! Das hatte er vorhin gemeint mit *Sieh an, Sie sind das!*

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich befürchtet, dass er mich erkannt hatte. Wie dumm von mir! „Könnte ich bitte meinen Helm zurückhaben?“, presste ich mit einer Stimme hervor, die mir selbst fremd erschien. Ich wollte mich nach diesem bücken, doch West stellte jetzt unverschämterweise seinen Fuß auf den Helm, als wäre er ein antiker Imperator und mein Helm der Kopf des besiegten Feindes. Ich hatte bereits eine entsprechende Bemerkung auf der Zunge,

als sich ein Mann, bis dato durch Wests breite Schultern abgeschirmt, näherte und laut fragte:
„Haben Sie Ihr Etui gefunden, Herr West?“

Verflixt, der Dekan!

Der sah neugierig von West zu mir, bis seine Augen auf meinem Helm haften blieben. West nahm seinen Fuß herunter, hob ihn auf, beugte sich ganz nah an mein Ohr und raunte, nur für mich hörbar: „Glück gehabt.“ Er drückte mir den Helm in die Hand.

Ich nickte dem Dekan zu, wandte mich ab und zwang mich, ruhig einen Fuß vor den anderen zu setzen. Der Flur war lang und gerade und ich spürte die Blicke der beiden Männer auf meinem Rücken. Sobald ich um die Ecke war, nahm ich die Beine in die Hand.

Ich befürchtete, West würde den Dekan nach meinem Namen fragen, und konnte nur hoffen, dass der ihn nicht kannte.

Eine praktische Romantikerin

Zuhause pfefferte ich Helm und Tasche in die nächste Ecke.

Ich war noch immer stinkwütend. Was für ein Scheißtag, dachte ich, während ich mir den Ruß von Händen und Gesicht wusch. Erst laufe ich diesem Amerikaner über den Weg, und dann springt meine Vespa trotz aller Bemühungen nicht mehr an!

Was im Resultat eine knappe Stunde Schieben bedeutet hatte, und danach musste ich noch einmal genauso lange bis nach Hause laufen, weil ich kein Geld mehr für die U-Bahn hatte, da ich am Mittag meine letzte Barschaft für Katzenfutter ausgegeben hatte. Gemeinsam mit anderen Tierfreunden versorgte ich eine große Schar herrenloser Katzen, die einen Teil des Largo Argentina bevölkerten, einem Tempelbezirk, dessen Anfänge bis in die Zeit 300 Jahre v. Chr. zurückreichte. Ich kam jetzt direkt aus der Werkstatt. Meine Vespa brauchte einen neuen Vergaser und der Auspuff war durchgerostet. Floriano, der Mechaniker, hatte zwar gesagt, er besorge mir alles gebraucht, aber mit hundertfünfzig Euro müsse ich schon rechnen.

Das war ein Wochenlohn und verdammt viel Geld für mich. Ich stapfte in die Küche und durchstöberte den Kühlschrank, der nicht nur gut gefüllt, sondern nebenbei auch der sauberste und ordentlichste der Welt war. Das war nicht mein Verdienst, sondern das meiner spanischen Mitbewohnerin Marisol. Sie kochte einfach fantastisch und immer auf Vorrat. Ich hatte keinerlei Draht zu Gott, aber Marisol musste mir damals der Himmel geschickt haben.

Ich ging die verpackten und akribisch beschrifteten Plastikbehälter durch und entschied mich für eine Paella, die ich kalt aus der Dose löffelte, weil ich gleich zum Dienst in die Bar musste.

Ich arbeitete dort jeden Montag, Mittwoch und Freitag von 18:00 Uhr bis ca. 0:00 Uhr. Manchmal, bei besonderen Anlässen, half ich auch am Wochenende aus. Normalerweise aß ich dort auch zu Abend, aber heute hatte ich einen Bärenhunger gehabt. Ich kompensierte Anspannung grundsätzlich mit Essen, bevorzugt mit Marzipan-Pralinen, und durchstöberte Marisols diesbezügliche Vorräte. Sie war nicht nur eine unglaublich gute Köchin, sondern vor allem auch eine begnadete Konditorin. Es war ihr Beruf. Sie stand gerade im letzten Jahr ihrer

Ausbildung. Nur mit der italienischen Sprache haperte es hier und da. Ich lernte auf diese Weise eine Menge Spanisch von ihr.

Marisol und ich hatten uns bei der Wohnungsbesichtigung kennengelernt und waren beide von ihr begeistert gewesen: zentrale Lage, zwei Zimmer, Küche, Bad.

Leider hatte sich keine von uns den Mietpreis alleine leisten können und Marisol hatte vorgeschlagen, dass wir ihn uns teilen könnten. Jede von uns bekäme ein eigenes Zimmer.

Seit knapp drei Jahren wohnten wir nun zusammen. Marisol war meine beste Freundin geworden. Ich wusste alles über Marisol. Sie wusste nichts über mich – nur das, was sie wissen durfte. Dass ich eine Waise war und als Stipendiatin in Rom Informatik studierte. Marisol war auch sehr katholisch. Ich war eher pragmatisch. Mich interessierte das mit dem Leben nach dem Leben nicht. Null, nada. Ich hielt es für einen riesengroßen Schwindel. Und selbst wenn irgendwo über uns eine Gottheit auf einer Wolke herumsäße, würde ich sie sofort in die nächste Galaxie schießen. Meiner Meinung nach haben die Menschen in ihrem Namen genug angerichtet. Und Himmel und Hölle? Der Himmel hatte bisher keinen Finger für mich gerührt, aber in Sachen Hölle war ich Expertin. Ich trug sie in mir.

„*Así! En flagrante!* Hab ich dich wieder!“ Marisol betrat mit einem breiten Lächeln unsere winzige Küche. An ihren Armen baumelten zwei vollgepackte Einkaufstaschen. So war das bei uns. Sie kam von der Arbeit, ich ging in die Arbeit. Zeit füreinander hatten wir nur richtig am Sonntag und Montag, wenn Marisol frei hatte.

Eine der Tüten trug die Aufschrift *Da Claudio*, einer der bekanntesten Konditoren Italiens und Inhaber der ältesten und feinsten Pasticceria von Rom. Marisols Arbeitgeber. Nach ihrer Abschlussprüfung im Spätsommer wollte sie in ihre Heimat Spanien zurückkehren und ein eigenes Geschäft eröffnen. Mir graute schon vor dem Tag, an dem meine Freundin ausziehen würde.

„Du musst nicht so auf Tasche schielen“, meinte Marisol und schielte ihrerseits auf die Packung Pralinen, die ich schon zur Hälfte weggeputzt hatte.

Ich drückte sie ihr in die Hand. „Und, hast du heute deinen Traummann getroffen?“ Die Frage war der Running Gag zwischen uns.

„Nein, aber es gibt eine neue Liste!“

Marisols Traummann-Liste war ungefähr so realisierbar wie das italienische Antikorruptionsgesetz und hing an einem Magneten am Kühlschrank. Marisol verlor nie ihr Ziel aus den Augen. Darin ähnelten wir uns. Es war vermutlich die einzige Gemeinsamkeit, die wir teilten, außer unserer Freundschaft natürlich und der Sucht nach Marzipan.

Jetzt entfernte sie die alte Liste und pinnte ein neues Blatt an. Damit ich auch etwas über die Eigenschaften lernte, die ein guter Ehemann mit sich bringen sollte, hatte sie sie extra in Italienisch verfasst. Paragraph 1 blieb immer gleich: *Es muss eine Spanier sein!!!* Paragraph 2: *Katholisch*. Paragraph 3: *Gute Humor*. Paragraph 4: *Muss gut riechen*. Paragraph 5 war nicht ganz neu, aber die zusätzliche Ergänzung verblüffte mich. Sie lautete: *Konditor wäre fein oder eine Blumenhändler*.

„Warum sollte dein Zukünftiger einen Blumenladen besitzen?“

„*Dios mío*, ist doch Logik! Dann könnte ich Torten für Hochzeit machen und er die Decoración!“

„Du bist eine echte Romantikerin, was?“, sagte ich.

„*Sí*, und mucho práctico!“ Sie strahlte.

Ein Gefühl von Unbehagen

„Und wann genau soll die Aktion steigen?“ Ich sah von Gianni zu Manfredo, von denen der Vorschlag stammte, den die beiden eben abwechselnd und mit besonderer Leidenschaft vorgebracht hatten.

Wir saßen in unserem Lieblingslokal in der Via degli Annibaldi, unweit der Informatik-Fakultät.

Der Wirt, Gianfranco, stellte uns für unsere wöchentlichen Treffen sein Hinterzimmer zur Verfügung. Er hielt uns für politisch aktiv, aber harmlos. Ich wagte zu bezweifeln, dass er uns dort dulden würde, wenn er wüsste, was wir da wirklich so ausheckten.

Auf Bitten Giannis trafen wir uns heute außerplanmäßig.

Wir, das waren die Brüder Gianni und Manfredo aus Venedig, Pasquale aus Palermo, Tiziana, die einzige Römerin unter uns – was wir nie vergaßen, da sie uns oft und gerne daran erinnerte –, Klara aus Österreich, Gabriella, Manfredos Freundin, die wie er aus Venedig stammte, Reto aus der Schweiz (den ich im Übrigen stark im Verdacht hatte, mir den Helm mit der Schweizer Nationalflagge eingebrockt zu haben), Nojus aus der litauischen Hafenstadt Klaipėda und noch einige mehr. Wir, das war eine Gruppe, die kleine, aber feine Guerilla-Aktionen zum Schutz der Umwelt durchführte.

Ich war vor knapp zwei Jahren durch puren Zufall auf die Gruppe gestoßen. Auf dem Weg in die Bar, in der ich arbeitete, hatte, wie so oft, meine Vespa gestreikt. Ich hatte sie gerade um die Ecke geschoben, als Reto auf der Flucht vor einem Polizisten direkt in mich hineinrannte. Die Gruppe hatte damals mit einer illegalen Aktion auf ein Referendum gegen den Bau von vier neuen Atom-Reaktoren aufmerksam machen wollen. Da ich selbst auch äußerst ungern mit der Polizei in Kontakt kam, hatte ich Reto in den Hinterhof der Bar gelotst. So hatten wir uns kennengelernt.

Ich hatte nicht lange überlegt, ob ich mich der Gruppe anschließen sollte. Das, wofür sie stand, entsprach meiner eigenen Überzeugung und meinen Empfindungen. Für sie tätig zu sein, gab meinem Leben einen Sinn, jenseits meiner Bestimmung. Vielleicht schuf ich mir damit für

eine Weile die Illusion, das Leben zu führen, dass das meine hätte sein können, würde es *ihn* nicht geben. Eine parallele Realität.

Mit der aktiven Beteiligung hielt ich mich trotzdem zurück, das hieß, ich war nie vor Ort bei einer Aktion dabei. Stattdessen war ich der Kopf der Planung geworden und kümmerte mich um jegliche Form von Logistik. Dazu zählten Kostenkalkulation, benötigte Ausrüstung, An- und Abreise – insofern wir außerhalb von Rom operierten –, wobei es hier vor allem darum ging, die Fluchtroute auszuarbeiten, falls wir auf frischer Tat ertappt wurden.

„In zwei Tagen“, antwortete Manfredo jetzt auf meine Frage. Damit erntete er reihum wenig Begeisterung. Vor allen Dingen war ich nicht begeistert.

„Übermorgen? Seid ihr verrückt geworden?“, legte ich los. „Ich kann unmöglich in so kurzer Zeit eine derartige Aktion außerhalb Roms planen!“

„Sorry, ich habe selbst erst heute Morgen davon erfahren. Überleg doch, Gina, das ist eine einmalige Gelegenheit für uns! Das Schiff legt nur an diesem Tag im Hafen von Venedig an. Die Kostümgala und das geplante Feuerwerk um Mitternacht sind ideale Voraussetzungen. Wir können uns verkleiden und uns ganz easy unter die Gäste mischen. Ich habe schon den gesamten Ablauf geplant, inklusive der Fluchtroute. Venedig ist unsere City.“ Gianni liebte Anglizismen. Er nickte seinem Bruder zu.

Manfredo zog daraufhin einen dünnen Pappen Papier aus seinem Rucksack und verteilte an jeden von uns einen Flyer. „Lies, Gina. Du musst dich um fast nichts mehr kümmern.“ Gianni schaute mich eindringlich an. Er spürte, dass ich von allen Anwesenden im Raum dieser Sache mit der größten Skepsis gegenüberstand. Ich war diejenige, die er überzeugen musste. Unsere Satzung besagte nämlich klar, dass wir keine Aktion durchführten, der nicht alle Mitglieder zugestimmt hatten. Schließlich gefährdete eine misslungene Aktion die gesamte Gruppe.

Ich konnte sehr gut verstehen, warum den beiden Brüdern diese Aktion besonders am Herzen lag. Ihre Familie lebte seit vielen Generationen in Venedig. Sie wurde schon im 13. Jahrhundert im Silbernen Buch von Venedig erwähnt und hatte quasi mitgeholfen, die Stadt über die Jahrhunderte aufzubauen.

Heute konnte sich niemand mehr davor verschließen, dass der Verfall der Lagunenstadt nicht mehr aufzuhalten war. Langsam und unaufhaltsam dämmerte *La Serenissima* ihrem Untergang entgegen. In jüngerer Zeit wurde dies durch den zunehmenden Schiffsverkehr, hauptsächlich Containerschiffen und Ozeanriesen, massiv vorangetrieben. Die beiden Brüder setzten sich seit Jahren für eine Aufhebung der Liege-Erlaubnis für Kreuzfahrtschiffe im Hafen von Venedig ein, dem Canale di San Marco. Der Hafen lag ausgerechnet dem ehemaligen Dogenpalast schräg gegenüber. Ich empfand die örtliche Nähe als bittere Ironie – Venedigs

glanzvolle Vergangenheit spiegelte sich hier geradezu symbolhaft in der heutigen, modernen Zeit wider. Es waren die durch die Ozeanriesen erzeugten Wellen, die gegen die Pfähle schlugen, auf denen die Stadt einst erbaut worden war und damit das Holz in zunehmenden Maße unterspülten und schwächten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie nachgeben würden. All das war mir bekannt, es war das Lieblingsthema der beiden Brüder. Sie hatten selbst schon bei einigen offiziellen Aktionen mitgewirkt, Demonstrationen und Unterschriftensammlungen organisiert, doch bis dato unsere Gruppe außen vor gelassen. Abgesehen davon, dass es von Rom aus 500 Kilometer bis nach Venedig waren und wir noch nie so weit außerhalb der Stadt operiert hatten, schmeckte mir die gesamte Aktion nicht. Warum, das konnte ich nicht direkt begründen, es war ein eher vages Gefühl. Aber meine Vergangenheit hatte mich gelehrt, darauf zu hören.

„Ich weiß nicht ... Wie effektiv kann es sein, ein paar Stinkbomben unter Deck zu zünden?“, zweifelte ich Giannis Aktionsvorschlag an. „Unser Ziel ist es doch, in der Öffentlichkeit ernsthafte Aufmerksamkeit zu erregen. Kürzlich, bei der Tierschutzaktion, waren es Farbbomben. Und jetzt Stinkbomben? Das sind doch reine Scherzartikel! Für mich hat die ganze Idee etwas Infantiles. Die Presse wird uns als Spätpubertierende hinstellen.“

„Wir entrollen selbstverständlich auch unsere Banner entlang der Schiffswand und hinterlassen Flugblätter mit den Fakten zum Ausmaß der Zerstörung.“ Gianni schwenkte demonstrativ seinen Flyer.

„Also mir gefällt die Idee“, sagte Tiziana mit verschnupfter Stimme und nieste mehrmals hintereinander. Reto, der neben ihr saß, reichte ihr ein Taschentuch und rückte gleichzeitig ein wenig von ihr ab.

Bevor ich weitere Gegenargumente anbringen konnte, meldete sich Klara zu Wort. „Stinkbomben sind sogar sehr effektiv, Gina“, sagte sie mit ihrem feinen Wiener Akzent. „Es ist das, was wir im Psychologie-Studium als *Proust-Phänomen* bezeichnen. Jeder von uns hat es schon erlebt: Es ist die Fähigkeit, wie Gerüche Erinnerungen hervorrufen können. Stichwort: *Zimt und Weihnachten*. Glaub mir, nach einem solchen Erlebnis werden sich diese Personen ungern an ihre Kreuzfahrt erinnern und womöglich keine mehr buchen wollen.“

Ich runzelte die Stirn, was Klara nicht entging. Ihre Erklärung hörte sich einleuchtend an, trotzdem behielt ich meine Abwehrhaltung bei. Die Idee bereitete mir einfach insgesamt Unbehagen.

Klara redete indes weiter. „Die enge Verbindung von Geruch und Erinnerung ist längst wissenschaftlich fundiert.“ Jetzt klang ihr Ton dozierend. „Marcel Proust nutzte den Effekt in

seinem Buch *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, ebenso Thomas Mann in *Der Tod in Venedig*.“

Ich fixierte Klara. Ihre Art war wirklich einmalig. Häufig trug sie Fundiertes zur Diskussion bei, schaffte es aber fast jedes Mal, etwas beizumischen, das eine Dissonanz hervorrief. Wie ein Koch, der ein Drei-Sterne-Menü kreierte, es aber im letzten Akt versalzte.

„Sehr aufmunternd, dein Schlusssatz!“, bemerkte ich.

Während ich nachdachte, sah ich zum Fenster hinaus. Es bot einen direkten Blick auf die Ruinen des weitläufigen Forum Romanum. Die Diskussion lief noch eine Weile weiter und am Ende sprachen sich alle für die Aktion aus. Ich hatte mich nicht mehr am Gespräch beteiligt, sondern mich auf die Rolle des stillen Zuhörers beschränkt. Zum Schluss folgte die übliche Abstimmung.

Als Gianni fragte, wer für die Aktion war, hoben alle ihre Hände – bis auf mich. Fakt war, ich war nicht glücklich über Venedig, aber ich wusste nicht warum. Das bewirkte eine zusätzliche Unruhe in mir und ich fragte mich, woher dies rührte. In Gedanken spielte ich nochmals alles durch. Venedig war klein und eng und die Fluchtwege mit dem Schiff über die Kanäle unsicher. Andererseits, ich würde ja nicht dabei sein, und Gianni und Manfredo hatten mir das meiste von der üblichen Planung bereits abgenommen. Es stimmte, es war *ihre* Stadt. Ich gab wider besseres Wissen nach und hob meine Hand.

Die Brüder schenken mir ein strahlendes Lächeln. „Gut, gehen wir den Plan durch“, sagte Gianni.

Venedig und das Schicksal

Heute, Samstag, stieg unsere Aktion „Scharade“.

Die Abfahrt der Paarungen Gianni und Karla, Manfredo und Gabriella sowie Reto und Tiziana war für 14:00 Uhr geplant. Treffpunkt war die Villa von Tizianas vermögenden Eltern im Stadtteil Parioli. Sie weilten praktischerweise derzeit in ihrer Sommerresidenz in Fregene am Tyrrhenischen Meer.

Ich bin nie richtig warm mit Tiziana geworden, sie ist mir etwas zu fanatisch bei der Sache, aber sie ist schon viel länger bei der Gruppe als ich, und Gianni, neben seinem Bruder und Nojus einer der Gründer, vertraute ihr vollkommen. Außerdem waren wir teilweise auf sie angewiesen. Tiziana stellte, dank der großzügigen Zuwendungen ihrer Eltern, den Löwenanteil unserer Finanzmittel.

Gegen 11:00 Uhr, drei Stunden vor der Abfahrt, ging ich zuhause nochmals die Planung durch. Unser Mitglied Pasquale, von allen nur *der Don* genannt, hatte den Kleinbus mit einem gefälschten Führerschein angemietet und würde uns begleiten. Pasquale stammte aus Palermo und er sah alles andere wie ein Don aus. Er war klein, bläulich und hatte einen leichten Silberblick. Kaum jemand konnte harmloser wirken als er. Dabei verbarg sich hinter seiner Unscheinbarkeit ein messerscharfer Verstand. Vermutlich war er der talentierteste Hacker der gesamten Informatik-Fakultät.

Pasquale hatte sich in das Netz der Reederei gehackt, uns auf die Gästeliste gepackt und veranlasst, dass uns Einladungskarten und VIP-Bändchen für den Maskenball an Bord des Kreuzfahrtschiffs *Pride of the Seas* via Postfach zugesandt wurden. Das Postfach hatte er online angemeldet, sofort wieder gekündigt und alle elektronischen Spuren verwischt. Pasquale wurde nicht müde zu behaupten, dass mit dem Internet das goldene Zeitalter für Betrüger angebrochen war. Einfach alles lief online, bis hin zum privaten Zahlungsverkehr. Der gläserne Bürger. *Das gläserne Opfer* ... Deshalb hatte sich Pasquale auf Netzsicherheit spezialisiert und kannte die Schwachpunkte. Dank ihm würden die drei Paare völlig legal an Bord gelangen, der Kostümzwang diente als die vollkommene Tarnung. So gute Voraussetzungen hatten wir selten

gehabt. Meist operierten wir nachts oder nahmen an Demonstrationen teil, maskiert, wie andere auch, oder mit Perücken, Schminke und Brillen unkenntlich gemacht.

Die Kostüme hatte ich mir ausgedacht und besorgt, bis auf jenes von Tiziana. Sie sagte, sie hätte selber eines vorrätig. Ich wettete darauf, dass es maßgeschneidert war. Für Gianni hatte ich eine Ausrüstung als Henker vorgesehen. Im präparierten Griff des riesigen Beils, das zum Kostüm gehörte, war das Banner versteckt, das er und sein Bruder Manfredo zu Beginn des miternächtlichen Feuerwerks, wenn alle Aufmerksamkeit gen Himmel gerichtet sein würde, an der Schiffswand entrollen würden. Manfredo ging passenderweise als Pirat (mit Augenklappe) und Reto als Mönch mit Tonsur-Perücke. Die kleinen Stinkbomben führten die Damen (Schneewittchen, Pocahontas und Tiziana in was weiß ich) in ihren Abendtaschen mit.

Eines meiner beiden Mobiltelefone klingelte. Ich ging ran und verstand ... nichts. „Wer spricht denn da?“, rief ich. Am anderen Ende vernahm ich nur ein unverständliches Keuchen. Kurz dachte ich an einen obszönen Anruf. Dabei war die Nummer dieses Handys nur den Mitgliedern unserer Gruppe bekannt. Pasquale und Nojus, unser zweites Computergenie und Kryptospezialist, hatten sie für uns abhörsicher und `hack-sicher` eingerichtet.

„Tiffiana“, hauchte es mir entgegen und „Meffage.“ Kurz darauf traf eine Nachricht ein. Sie stammte von Tiziana. *Bin krank. Du musst meinen Platz einnehmen.*

Kommt nicht in Frage, tippte ich zurück. Frag Hildegard.

Hab ich schon. Hildegard ist noch in D.

Oh nein! Das stimmte. Hildegards Großvater war gestorben und sie war zur Beerdigung nach München gefahren. Darum hatte sie schon bei der Sitzung vor zwei Tagen gefehlt.

Es war so, dass wir insgesamt nur fünf Frauen in der Gruppe waren. ‚Scharade‘ war aber für sechs Personen, sprich drei Paare, konzipiert. Alle Beteiligten trugen einen Ohrknopf und waren per Funk miteinander verbunden. Gianni und Manfredo würden sich um das Banner kümmern, weil das der gefährlichste Part war, während Reto alles im Auge behielte, um die beiden bei Entdeckung rechtzeitig zu warnen oder etwaige Verfolger abzulenken.

Die drei Frauen würden unter Deck und in verschiedenen, zugewiesenen Bereichen ihre Stinkbomben zünden.

Egal, dann musste es eben mit den fünf gehen! Ich tippte die Worte ein und fügte hinzu: *Ich erkläre es Gianni.*

Postwendend kam Tizianas Antwort: *Gianni ist gerade eingetroffen. Meldet sich.*

Noch während ich las, klingelte mein Smartphone. Gianni war dran.

„Gina, wir brauchen dich!“, fiel er sofort über mich her. „Schon zu sechst ist der gesamte Bereich nicht abzudecken, vor allem nicht in der kurzen Zeit. Das Schiff ist fast zweihundert

Meter lang!“ Eindringlich fuhr er fort: „Wir haben immer akzeptiert, dass du dich bisher nie dem Risiko eines aktiven Einsatzes aussetzen wolltest, aber ich bitte dich, spring über deinen Schatten. Nur dieses eine Mal. Für eine gute Sache.“

„Nein, Gianni, ich kann das nicht tun!“, wehrte ich ihn ab.

„Come on, du bist doch sonst nicht feige!“, ereiferte er sich. Selbstredend, dass mir sein Ton nicht gefiel. Und er machte es noch schlimmer, indem er nachsetzte: „Du liebst den Kick doch sonst auch!“ Er sprach es nicht aus, aber ich wusste auch so, worauf er anspielte: meinen Studentenkonsum (aber niemals jemanden aus der Gruppe!).

„Glaub mir, nach so einer gelungenen Aktion fühlt man sich herrlich. Pures Adrenalin.“ Jetzt versuchte er, mich zu locken.

Ich atmete tief ein. „Bitte akzeptiere meine Entscheidung. Ihr könnt das wirklich auch ohne mich als Ersatz für Tiziana durchziehen.“

„Aber so hat es nicht den gleichen Effekt, dann können wir die Sache gleich abblasen. Schade, Gina, ich dachte, dir wäre unsere Mission genauso wichtig wie uns. Ich informiere die anderen. Die werden sehr enttäuscht sein. Unsere ganze Planung war umsonst.“

Und jetzt versuchte er, mir ein schlechtes Gewissen zu machen. Ich spannte mich unwillkürlich an, ich vertrug es nicht, bedrängt zu werden. „Darum geht es nicht“, entfuhr es mir genervt. „Ich kann nicht nach Venedig fahren.“ Das hatte ich gar nicht sagen wollen. Es klang lahm, und ich wusste es.

„Was ist das bloß mit Venedig und dir? Es ist mir vorgestern schon aufgefallen, diese besondere Abneigung.“ Einen echten Venezianer, der seine Stadt ebenso liebte wie seine Familie, mutete dies völlig unverständlich an. Das war mir klar. „Bist du da als Kind aus der Gondel gefallen? Oder hast du Angst vor Wasser?“

Nein, dachte ich, *es ist keine Abneigung. Es ist Vorsicht*. Mein unbestimmtes Gefühl hatte sich bestätigt. Der Dämon meiner Vergangenheit hatte der Stadt gerade gestern einen werbewirksamen Besuch abgestattet, über das alle großen italienischen Tageszeitungen berichtet hatten. Deshalb wollte ich nicht nach Venedig fahren. Das Risiko war einfach zu hoch, dass er oder ein Teil seiner Entourage sich noch dort aufhielt. Und doch lockte mich die Stadt seit zwei Tagen wie ein leiser Sirenengesang.

Da sagte Gianni etwas, was mir zu denken gab.

„Meine Großmutter hat, kurz bevor sie starb, zu mir gesagt, *Venedig wäre mein Schicksal*. Vielleicht ist es auch deines? Wenn du vor etwas Angst hast, Gina, dann musst du dich dem stellen. Ansonsten kannst du es niemals überwinden.“

„Jetzt klingst du wie Klara“, wick ich ihm aus, während seine Worte wie kleine Blasen in mich eindringen und eine Gedankenkette auslösten.

Tatsächlich las ich sonst nie italienische Tageszeitungen, die Entdeckung hatte ich einem Zufall zu verdanken. Gestern hatte der *Messagero* neben meiner Vespa auf dem Boden gelegen. Ich wollte ihn in den nächsten Papierkorb befördern, als ich eine Überschrift entdeckte, die mein Blut stocken ließ. So nah war *er* mir noch nie gekommen. Und jetzt war Tiziana krank und ich sollte an ihrer Stelle nach Venedig fahren. Was würde geschehen, wenn ich dort auf *ihn* treffen würde? *Wie würde ich reagieren? Was würde ich tun?* Viel zu lange hatte ich diese Gedanken in mir verschlossen. Nur so konnte ich weiterleben. Überleben. Ich hatte mich in Rom gut eingewöhnt, mochte das Studium, und ich hatte Freunde gefunden. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich mir als Kellnerin, ich brauchte nicht viel.

Der Anfang war schwer gewesen. *Er* hatte mich fast jede Nacht heimgesucht, doch ich war stärker geworden, bekämpfte die Dämonen der Erinnerung. Aber jetzt, in diesem Augenblick, fühlte ich, wie Zorn und Hass an die Oberfläche drängten und noch genauso stark in mir brannten wie damals. Nichts hatte sich verändert. So viele Leben hatte er zerstört.

Er hingegen hatte als achtbarer Mann weitergelebt, er hatte seine Macht und sein Vermögen vermehrt, sich im Glanz seiner vermeintlich guten Taten gesonnt, während die Toten tot blieben und ich mich verstecken musste. Ich war jetzt einundzwanzig, bald zweiundzwanzig. Wollte ich wirklich so weitermachen? Oder war ich bereit, mich meiner Vergangenheit zu stellen und Rache zu nehmen?

Die Antwort war ... *ja*. Erst wenn ich meine Rache vollendet hatte, würde ich frei sein. Das hatte ich bereits vor langer Zeit begriffen. Dabei hatte ich niemals vorgehabt, irgendetwas dem Zufall oder dem *Schicksal* zu überlassen. Ich wusste, wie meine Rache aussehen würde: *Er* sollte seine Macht verlieren. Sie war sein Leben. Der Tod allein war für ihn nicht Strafe genug. Doch Giannis Worte, oder besser, die seiner Großmutter, hatten etwas in mir ausgelöst. Etwas zog mich nach Venedig. Wenn die Stadt zu meinem Schicksal gehörte, dann würde ich mich ihr stellen.

Ich holte tief Luft und sagte: „Gut, Gianni. Du hast gewonnen. Ich komme mit.“

Scharade

„Mein Gott, Tiziana! Das ist ein Nuttenkostüm!“ Fassungslos betrachtete ich den winzigen schwarzen Fetzen in meiner Hand. „Da passe ich doch nie rein!“

Gianni nahm ihn mir ab und hielt ihn hoch. Er grinste blöd.

„Spar dir deine Fantasien“, fauchte ich ihn an.

Du liebst doch Katzen. Das ist ein Catwoman-Kostüm, mit Extras. Es ist aus Latex und dehnt sich, tippte eine erschöpfte Tiziana auf ihrem Tablet. Mittlerweile hatte sie ihre Stimme gänzlich verloren. Ihre Augen tränten und ihre Nase lief, sie war schon ganz rot und wund. Ich kannte sie bisher nur als völlig durchgestyltes Luxusweibchen. Sie tat mir leid. Schnupfen war mies.

„Extras?“, fragte ich misstrauisch.

„Vermutlich meint sie die hier“, sagte ein immer noch dämlich grinsender Gianni und tippte auf die Klettverschlüsse in Brust- und Schritthöhe, die mir bisher entgangen waren.

„Also doch ein Nuttenkostüm“, sagte ich böse. „Keine Chance, das ziehe ich niemals an. Da könnte ich ja gleich nackt gehen! Hast du kein anderes Kostüm?“

Tiziana tippte: *Nein. Alle entsorgt. Hab dich nicht so. Hier, das gehört dazu*. Sie streckte mir ein weiteres, winziges Stück Latex entgegen, kaum größer als ein Taschentuch. Dafür verfügte es über kleine dreieckige Ohren und beidseitig standen einige drahtige Haare ab.

„Was soll das sein?“, fragte ich verblüfft

Eine Maske. Sie verdeckt dein Gesicht. Da, sie zeigte auf einen Stuhl, ist der Gürtel für die Stinkbomben. Und Stiefel.

Ich sah auf die Uhr. Gleich 13:30 Uhr. Die Zeit reichte nicht mehr, um zum Kostümverleih zu fahren. „Hast du wirklich nichts anderes? Eine Perücke vielleicht?“, unternahm ich einen neuerlichen Versuch, dem Latex-Horror zu entgehen.

Tiziana tippte: *Warum sollte ich eine Perücke tragen?* Sie zeigte auf ihre glänzenden, kastanienbraunen Locken.

Angeberin! Aber es stimmte, sie hatte wirklich schöne Haare. *Wer hat, dem wird gegeben ...* Das hatte meine Großmutter früher oft zu mir gesagt. Schon wieder eine Erinnerung. Was war nur in letzter Zeit mit mir los? Ich schüttelte auch diese ab, schnappte mir das Kostüm aus Giannis Hand und die anderen Sachen und verschwand in Tizianas Ankleide. Als ich mich endlich in das ekelhafte Gummizeugs hineingequält, die etwas zu großen Stiefel mit jeweils einer Socke passend gemacht und die Maske übergestülpt hatte, betrachtete ich das Ergebnis im Spiegel. Nicht einmal übel, abgesehen davon, dass ich mich nackt fühlte, weil das Ding tatsächlich alles bis ins Detail modellierte. Ich war nicht sehr groß, aber die Proportionen stimmten und die hohen Stiefel verlängerten meine Beine optisch. Was aber vor allem zählte, war, dass ich mit der Maske vollkommen unkenntlich war. Kein Mensch würde mich so erkennen, nicht einmal Marisol. Ich hörte Gianni nach mir rufen und stiefelte hinaus. Bei meinem Anblick stieß er einen anerkennenden Pfiff aus, Tizianas Augen weiteten sich unwillkürlich.

Ich stellte fest, dass ich mich in dem Kostüm nicht unwohl fühlte. Es war die perfekte Tarnung. Und es schien, als wäre mit dem Kostüm auch ein wenig von Catwomans Geist in mich gefahren. Es stimmte mich irgendwie ... kämpferisch. Tatsächlich fühlte ich mich wie eine Kriegerin, die in die Schlacht zog.

Venedig sehen und sterben ...

Es gibt Orte auf der Welt, zu denen man, wenn man sie das erste Mal sieht oder betritt, sofort eine innere Verbindung hat. Obwohl der Verstand weiß, dass dies ein absolut surreales Gefühl ist, kommt es einem doch so vor, als wäre man schon einmal dort gewesen, kenne den Ort von früher und verbinde mit ihm gute Erinnerungen.

Gianni und sein Bruder hatten stets derart extensiv von ihrer Heimatstadt geschwärmt, dass ich glaubte, schon alles über Venedig zu wissen und es gar nicht mehr kennenlernen müsse. Für mich war Venedig eine Stadt, die vor mehr als einem Jahrtausend mit Pfahlbauten auf ein paar morastigen Inseln errichtet worden war und seitdem jeder Wahrscheinlichkeit trotzte.

Doch rein gar nichts hatte mich auf den magischen Moment vorbereitet, als Venedig plötzlich zum ersten Mal im abendlichen Dunst vor mir auftauchte.

Ich verfiel augenblicklich dem Zauber der Lagunenstadt und begriff, warum sie ein Mythos war: Wer die Seele dieser Stadt nicht erfasste, konnte selbst keine besitzen. Ihre herzerreißende Schönheit wirkte auf mich wie ein trauriges Geheimnis und weckte in mir den Wunsch, ihr dieses zu entreißen. Als wäre Venedig ein Rätsel, das ich unbedingt lösen müsse.

Gegen 20:45 Uhr erreichten wir unser Hotel in der Nähe der Seufzerbrücke. Wir hatten es für einen Tag gebucht, würden es aber nur dazu nutzen, um eine letzte Einsatzbesprechung abzuhalten und uns auf unseren Zimmern umzuziehen. Nach unserer Aktion würden wir nicht mehr dorthin zurückkehren.

Wir hatten diskutiert, ob wir unsere Kostüme schon in Rom anlegen und uns in Umhänge hüllen sollten, befürchteten aber, damit zu sehr aufzufallen. Wir wollten keine Vorabfotos von uns auf Facebook oder Twitter riskieren. Etwas anderes wäre es im Februar gewesen, zum Karneval, aber es war Mai. Für den kurzen Weg vom Hotel zur Anlegestelle würde es gehen, zumal es schon spät sein würde.

Der offizielle Beginn des Festes war für 20:30 Uhr angesetzt, aber unser Plan sah vor, erst gegen 23:15 Uhr an Bord zu gehen, wenn die Stimmung unter den Gästen durch den Alkohol

bereits gelockert war und alles dem Höhepunkt, dem Feuerwerk um Mitternacht, entgegenfieberte.

Auf der Fahrt mit dem Wassertaxi von der Parkplatzinsel nach Venedig hatten wir bereits die hellerleuchtete *Pride of the Seas* passiert. Ihre schiere Größe wirkte beeindruckend und abstoßend zugleich. Eine weiße, bedrohliche Wand, die aus dem Wasser wuchs, wie ein von Menschenhand geschaffener Eisberg.

Der Besitzer des Vaporettos war ein Freund von Gianni und Manfredo und ein Unterstützer der Gruppe. Er würde zuerst Gianni und Gabriella übersetzen und uns andere nacheinander abholen, damit wir nicht zusammen gesehen wurden. Dazu hatte er uns jeweils drei verschiedene, weniger frequentierte Anlegestellen zugeteilt. Gianni's Freund würde in der Nähe des Kreuzfahrtschiffs auf ein vereinbartes Zeichen warten und uns wieder einsammeln, wenn wir von Bord gingen oder vielmehr flüchteten.

Wir hofften darauf, dass uns in der allgemeinen Verwirrung, die unserer Aktion folgen würde, niemand bemerken oder gar verfolgen würde. Außerdem wären wir ganz sicher nicht die einzigen Gäste, die danach den Wunsch verspürten, das Schiff schleunigst zu verlassen.

Wir hatten die Stinkbomben vorher getestet. Mir wird jetzt noch übel, wenn ich an unseren Selbstversuch denke. Dabei war es im Park von Tizianas Eltern gewesen, im Freien! Ehrlich, wir sind auseinandergespritzt wie die Wiesel; so schnell hatten wir noch nie Fersengeld gegeben. Bis auf Christian, unseren gruppeneigenen Chemiker, siebtes Semester. Er hatte die Stinkbomben für uns komponiert. So hatte er es ausgedrückt. *Komponiert*. Der fand das Ergebnis einmalig. Hochkonzentriert und hocheffektiv. Aber der hatte sich seinen Geruchssinn vermutlich längst weggeätzt.

Gegen 22:45 Uhr, nachdem wir den Schiffsplan, mit dem uns ebenfalls Pasquale versorgt hatte, ein letztes Mal durchgegangen waren und wir uns unsere Positionen eingeprägt hatten, verließen Reto und ich als letztes Paar das Hotel.

„Hast du alles?“, fragte ich ihn. Reto war für das Bezahlen des Vaporettos und für die Einladungen zuständig. Zu unseren Einsätzen nahmen wir nie etwas mit, was uns identifizieren könnte. Ich hätte auch nicht gewusst, wo ich noch irgendetwas an diesem Nuttenkostüm hätte unterbringen können. Man konnte sogar meine verdammten Nippel sehen! Auf der Hüfte trug ich eine Art Magazingürtel. Nur, dass dieser keine Magazine, sondern kleine Ampullen enthielt: die Stinkbomben. Das VIP-Bändchen trugen wir bereits am Handgelenk.

„Klaro!“, antwortete Reto.

Von wegen, wie sich gleich herausstellte. Als wir nach einem gut fünfminütigen Marsch bei der vereinbarten Anlegestelle ankamen, stellte sich heraus, dass Reto seine Einladung im Hotel

vergessen und nur meine eingesteckt hatte. Ich schnappte mir sie und zeigte in Richtung des Hotels: „Los, renn und hol sie. Ich warte hier auf dich.“ Meine Füße schmerzten. Ich war die hochhackigen Stiefel nicht gewohnt und auf dem unebenen Pflaster dahingestakst wie ein Storch mit Rheuma. Reto, der verkleidete Mönch, hatte die Kutte geschürzt und war davongesprintet.

Ich verstaute die Einladung in meinem Umhang, den ich über dem Katzenkostüm trug. Unser Wassertaxi war noch nicht da. Gerade hatte ein kleines Boot abgelegt und unvermittelt fand ich mich allein auf dem Steg wieder. Das Tuckern des Motors verklang, zurück blieb das plätschernde Geräusch des Wassers, das gegen die Mole schlug.

Ich drehte mich um. Ich befand mich ziemlich genau in der Mitte zwischen zwei Brücken, auf denen ich die Schemen nächtlicher Spaziergänger sehen konnte, doch der Weg auf meiner Seite des Kanals war wie leergefegt. Eine jähe Beklemmung packte mich. Nervös zog ich den Umhang enger um meinen Körper. Ich setzte die Maske auf, die ich bisher in der Hand gehalten hatte. Unsinnigerweise fühlte ich mich durch sie sicherer.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein schabendes Geräusch. Ich fuhr herum und starrte angespannt in die Schwärze der Gasse. Mein Herz raste, als erwartete ich, dass *er* jeden Moment daraus hervortreten würde. Mir kam der nicht abwegige Gedanke, dass es einfach war, Entschlüsse zu fassen und in Rachefantasien zu schwelgen, wenn man im 530 Kilometer entfernten Rom saß. Mein Unbehagen wuchs und das Kostüm zwickte mich an einer delikaten Stelle. Unauffällig zupfte ich es unter dem Umhang zurecht, während meine Augen weiter versuchten, die Dunkelheit vor mir zu durchdringen. Und ganz plötzlich kam ich mir schrecklich albern vor. Ich steigerte mich hier unnötig in etwas hinein, nur weil ich zum ersten Mal seit Jahren etwas über *ihn* in einer Zeitung aufgeschnappt und es mit neuerlichen Albträumen bezahlt hatte.

Aus diesem Grund mied ich seit Langem alle Medien, die etwas über ihn bringen konnten, und besaß noch nicht einmal einen Fernseher.

Ich wandte mich entschlossen von der Gasse ab. Da war nichts, außer vielleicht einer Ratte. Auf der anderen Seite des Kanals entdeckte ich nun ein junges Pärchen, das Hand in Hand vorüberschlenderte, gleichzeitig öffnete sich direkt über mir ein Fenster und eine aktuelle italienische Schlagermelodie zerriss die Stille. Ich entspannte mich. Reto würde sicher auch jeden Augenblick zurück sein.

Als dann noch ein schnittiges kleines Motorboot auftauchte und sich anschickte am Steg anzulegen, schüttelte ich den letzten Rest der Beklemmung ab, allein in einer fremden Stadt zu sein. Stattdessen sah ich mich nach einer Sitzgelegenheit um und entdeckte eine steinerne Bank

neben einer verrammelten Tür. Tagsüber führte sie vermutlich in einen der vielen kleinen, versteckten Läden. Ich ging darauf zu, als ich plötzlich von hinten gepackt wurde, einen Einstich am Oberarm fühlte, und dann war da nichts mehr außer einer bodenlosen Schwärze.

Es ist vorbei

Ich fühlte mich komisch, merkwürdig schwerelos, als würde ich schweben. War ich wach oder träumte ich? Ich begriff nicht, was mit mir los war. Zwar wusste ich, wer ich war, aber alles andere schien mir abhanden gekommen zu sein. Ich hätte nicht einmal zu sagen vermocht, welches Jahr gerade war. Es war eine beängstigende Empfindung völliger Desorientierung, als wäre ich aus Raum und Zeit gefallen.

Es brauchte eine Weile, bis der Nebel aus meinem Kopf gewichen war und mein Bewusstsein langsam wieder in Gang kam.

Zunächst gelangte ich zu der Erkenntnis, dass ich tatsächlich keinen Boden fühlte, schlimmer, ich konnte mich nicht bewegen, als wäre ich gelähmt.

Mit diesem Gedankengang setzte verspätet die Angst ein. Etwas Schreckliches war geschehen! Das war kein Albtraum, das war real! Hinter den Lidern nahm ich nun eine Lichtquelle wahr. Und Stille. Nein, keine völlige Stille. Ich konnte schwach das leise Plätschern von Wasser hören. Und da waren auch ferne Stimmen, Musik und Lachen, wie von einer Party. Ich horchte auf die Geräusche in meiner unmittelbaren Umgebung. Wo immer ich war, im Moment schien ich allein zu sein. Ich nahm meinen Mut zusammen und öffnete die Augen.

Nur langsam nahm der Raum Konturen an, gewöhnte ich mich an das dämmrige Licht, das von einer einzigen Messinglaterne herrührte. Ich unterschied mattglänzende Mahagoni-Einbauten, bestückt mit antiken Schiffsinstrumenten wie einer Sammlung von Sextanten und zusammengerollten Papyri mit hölzernem Griff – vermutlich antike Seekarten. Neben einem Ledersessel ruhte ein überdimensionaler Globus in einem hölzernen Gestell.

Das Interieur löste etwas in mir aus. Es war mir vertraut, ich kannte es! Es war das Erlesenste und Teuerste, was die Bootsbaukunst zu bieten hatte. Ich war in einer Schiffskabine! *Er* hatte ein solches Boot besessen. Ich war hier, bei ihm! *Er* hatte mich gefunden. Es war vorbei, meine Flucht war zu Ende.

Während die Angst mich ansprang wie ein wildes Tier, konnte ich förmlich hören, wie alle Rädchen in meinem Gehirn an den richtigen Platz glitten und einrasteten. Plötzlich war alles

wieder da: Venedig, die geplante Aktion auf dem Kreuzfahrtschiff, Reto, der seine Einladungskarte hatte liegen lassen, der verlassene Steg, das Motorboot und dann ... Dunkelheit.

Und jetzt war ich hier. Mein erster Impuls war aufzuspringen und zu fliehen, doch es ging nicht. Es war wie in meinen Träumen, in denen ich vergeblich versuchte, wegzulaufen, aber meine Beine nicht bewegen konnte, weil Arme, *seine* Arme, mich unerbittlich umklammerten und festhielten.

Entsetzt stellte ich jetzt erst fest, dass ich mit Lederriemen an eine Art hochkant aufgestelltes Wagenrad gefesselt war, Arme und Beine ausgespreizt. Mein Kopf war an der Stirn fixiert, deshalb konnte ich ihn nur minimalst bewegen. Ungeheure Wut gesellte sich zu meiner Angst. *Als wäre ich das verdammte Messergirl in einer Zirkusnummer!* Dieser Umstand erklärte zumindest, warum ich eingangs das Gefühl gehabt hatte, zu schweben. Zudem war es schwülwarm in der Kabine und das Gummikostüm klebte unangenehm an meinem Körper. Was mir weiter zusetzte, war, dass ich nur durch meine Nase atmen konnte: mein Mund war mit einem Lederband geknebelt, das mittig eine Art Stahlkugel zieren musste, jedenfalls fühlte ich etwas Glattes, Kühles im Mund. Ich hatte keine Ahnung, was es damit auf sich hatte, vermutlich irgendein perverses Pornoteil. Das sähe *ihm* ähnlich. Ich zerrte wild an den Lederfesseln, mit dem einzigen Ergebnis, dass sie mir in die Haut schnitten. Ich wurde fast ohnmächtig vor Angst, ich konnte weder wegrennen noch um Hilfe schreien. Alles, was ich konnte, war, mir den Tod herbeizuwünschen. Es war besser zu sterben, als erneut dieser Bestie zu begegnen. Tatsächlich fiel mir das Atmen schwer. Vielleicht erstickte ich, bevor *er* zurückkehrte? *Oh, bitte, bitte, ich will sterben*, flehte ich stumm.

Da hörte ich, wie die Tür aufging und mein Herz setzte aus. Jemand betrat die Kabine. Ich konnte zunächst niemanden sehen, die Tür befand sich außerhalb meines Blickfelds, irgendwo hinter mir.

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte ich festgestellt, dass Angst die Wahrnehmung von Zeit veränderte. Die wenigen Sekunden, die es dauerte, bevor er vor mir stand, kamen mir wie eine Ewigkeit vor.

Endlich erkannte ich nackte Füße unter einer schwarzen Hose und ein halb aufgeknöpftes schwarzes Hemd, das den Blick auf eine muskulöse Brust freigab. Obwohl der Mann eine Augenmaske trug, wusste ich sofort, dass *er* es nicht sein konnte. Dieser Mann hier war größer. Und um einiges jünger. Sein Haar war dunkel. Es musste einer seiner Handlanger sein oder sein neuer Favorit.

Die Augen des Unbekannten hinter der Maske musterten mich ausgiebig, tasteten meinen gesamten Körper ab. Plötzlich machte er eine Bewegung auf mich zu und riss nacheinander die Klettverschlüsse an Brust und Schritt auf. Jetzt war ich wirklich nackt. Mir entfuhr ein entsetztes Wimmern.

Der Maskierte umfasste meine rechte Brust und fuhr die Konturen mit seiner Hand nach, streifte meine Brustspitze, reizte sie mit seinen Fingern, bis sich das verräterische Ding versteift hatte. Dann beugte er sich herab und nahm die harte Knospe zwischen seine Lippen. Ich wappnete mich unwillkürlich gegen den Schmerz, gegen den Biss. Aber er tat mir nicht weh, sondern liebte sie mit seiner Zunge.

Ich wunderte mich, dass der Mann es wagte, mich anzufassen. *Er* hätte es ohne sein Beisein niemals geduldet.

Nun wandte der Fremde den Kopf und widmete sich mit der gleichen Intensität meiner anderen Brustwarze. Daraufhin kniete er sich vor mich hin und strich zärtlich über meinen rasierten Venushügel, seine Finger tasteten, streichelten, liebten. Es waren kundige Finger, darin erfahren, der Frau Lust zu bereiten.

Ich hörte ihn etwas murmeln, doch ich atmete inzwischen so hektisch und mein Herzschlag dröhnte derart laut in meinen Ohren, dass ich ihn nicht verstand. Und dann war da plötzlich seine Zunge. Seit damals hatte mich niemals jemand dort unten mit der Zunge berühren dürfen. Ich wollte es nicht, ich konnte den Gedanken daran einfach nicht ertragen. Doch es war zu spät. Das furchtbare Bild blitzte vor mir auf, meine Seele bäumte sich in namenlosem Entsetzen auf, als die Erinnerungen über mir zusammenschlugen und mich mit sich fortrissen. Ich verlor das Bewusstsein.

Prendi questo!

„Na endlich. Sie haben mir Angst gemacht“, sagte eine männliche Stimme. „Sie waren über zehn Minuten weggetreten.“

Ich hatte die Augen aufgeschlagen und starrte direkt in eine schwarze Maske. Erschrocken zuckte ich zurück. Ich lag auf einem Bett und neben mir saß mein Peiniger mit nacktem Oberkörper und hielt ein Buch in der Hand. *Er las in einem Buch! Seelenruhig, während, während ...* Das Adrenalin schoss mir ins Blut, als ich mich an das Geschehene erinnerte. Es pumpete Kraft in meinen Körper und ließ mich hochschnellen. Ich war schon an der Tür, als er mich einfiel. „Nicht so stürmisch. Sie wollen doch nicht etwa *so* nach draußen?“

Ich sah an mir herab und kreischte auf. Ich war vollkommen nackt, das Kostüm klebte nicht mehr an meinem Körper. Seltsamerweise trug ich noch die Katzenmaske, aber immerhin war das Kugelteil aus meinem Mund verschwunden. Der Mann hielt mich weiter von hinten umschlungen, ich spürte seine nackte warme Haut an meiner, atmete seinen sauberen, frischen Geruch. Unter anderen Umständen hätte ich seinen durchtrainierten Körper vielleicht als attraktiv empfunden, hätte ihn mir genommen. Doch jetzt fühlte ich nichts als Abscheu. Sein warmer Atem strich über mein Ohr, als er raunte:

„Tut mir leid um Ihr Kostüm, *Catwoman*. Ich werde es Ihnen selbstverständlich ersetzen. Aber es hatte Ihnen die Luft abgeschnürt. Ihre Maske habe ich nicht angerührt, Ihre Identität wurde gewahrt. Mein Ehrenwort darauf.“

Fast war ich versucht, ihm zu sagen, wo er sich sein falsches Ehrenwort hinstecken konnte. Ich wand mich in seinen Armen und er gab mich tatsächlich frei. Er fasste nach einem dunklen Jackett, das auf einem Stuhl neben der Tür lag, und reichte es mir. Mechanisch griff ich danach und hüllte mich darin ein.

Die Jacke vermittelte mir ein Gefühl von Sicherheit und mein Verstand meldete sich mit einem klaren Gedanken zurück: Hier stimmte etwas nicht. *Was redete der Mann da?* Benahm sich, als wäre es das Normalste von der Welt, eine Frau zu entführen, auf sein Boot zu schaffen

und sich an ihr zu vergehen. Es entfachte meine Wut neu: „Sie perveres Schwein“, fauchte ich ihn auf Italienisch an und wich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Tür stieß.

Er lächelte unter seiner Maske.

Was für ein verdammtes, selbstsicheres Aas! „Sie sind ein Vergewaltiger!“, warf ich ihm weiter an den Kopf, während ich mit einer Hand nach hinten griff und den Türknauf drehte. Ich wollte nur weg von hier, bevor *er* auf der Bildfläche erschien. Selbst wenn ich mich dafür ins Meer stürzen musste.

Als hätte er meine Gedanken erraten, sagte der Mann: „Ich weiß, Katzen gelten als wasserscheu. Aber vielleicht möchten Sie eine Runde schwimmen gehen? Zur Entspannung? Ich habe einen Whirlpool an Bord.“

Er stand so dicht vor mir, dass sein Körper den meinen fast berührte. Die Hitze, die er ausstrahlte, weckte in mir eine eigenartige Empfindung. Es war das Gefühl, dass mir etwas entging. Plötzlich wusste ich es. *Es war seine Stimme!* Erstaunt registrierte ich, dass ich sie kannte, ich sie schon einmal gehört hatte. Wo und wann? Ich musste den Kopf heben, um in seine Augen sehen zu können. Sie schauten mich auf eine Weise an, die mir durch Mark und Bein fuhr. Ich kannte diesen Ausdruck. *Ungestilltes Verlangen. Lust.* Aber es lag noch mehr darin, etwas undefinierbares, etwas, das mir Rätsel aufgab.

Je länger wir uns ansahen und unsere Blicke ineinander versanken, umso unwirklicher fühlte ich mich, als wäre ich der Welt, wie ich sie kannte, entrückt. Wir teilten einen Moment verwirrender Tiefe, als würden wir einander *erkennen*, jeder in die verletzte Seele des anderen schauen. Es war ein unglaublich subtiles Gefühl, es war ... verrückt. Ich besann mich, wo ich war, wer er war und senkte meine Augen. Fehler. Er trug noch seine Hose und ich sah die Beule in seinem Schritt.

Ohne dass ich sein Vorhaben hätte voraussehen können, griff er nach meiner Hand und legte sie auf sein erigiertes Glied. Gegen jede Vernunft überflutete mich ein Schauer der Erregung, sie kam über mich wie ein warmer Frühlingsregen und verdrängte kurz alles andere in mir, nutzte schamlos meine augenblickliche Verwirrung aus. Nur äußerst knapp konnte ich den Impuls abwehren, den Reißverschluss seiner Hose zu öffnen, ihn auf den Boden zu stoßen, mich auf ihn zu setzen und ihn mir zu nehmen wie ein wehrloses Stück Fleisch.

Halt! Was passierte gerade mit mir? *Drogen!* Das war es! Der Mann hatte mich unter Drogen gesetzt! Natürlich, der Stich in den Oberarm, das war eine Spritze gewesen! Da hatte ich die Erklärung, warum ich so neben mir stand. Anstatt schleunigst von hier zu verschwinden, benahm ich mich wie das Kaninchen vor der Schlange. Ich musste hier raus!

„Bitte lassen Sie mich gehen! Ich war nie hier“, flehte ich laut, um das Geräusch des Türknaufs, den ich in meinem Rücken drehte, zu übertönen. Ich hatte die Tür noch nicht richtig geöffnet, als er mich mühelos hochhob, sie mit einem Bein wieder zuschob und mich aufs Bett warf.

„Du willst also weiter spielen?“, knurrte er heiser. Er kniete auf meinen Schenkeln und wehrte meine Hände ab, die nach ihm schlugen und kratzten. Er fing sie ein und lehnte sich halb über mich, die Hände rechts und links meines Kopfes in seinen gefangen. Ich schrie nicht nach Hilfe, diese Blöße gab ich mir nicht. Ich wusste ja, niemand würde kommen, dafür spuckte ich ihn an und bedachte ihn mit sämtlichen italienischen Schimpfwörtern, die ich kannte. Und das waren eine ganze Menge.

„Holla, du bist wirklich eine seltene Wildkatze. Soll ich dich wieder festbinden?“ Bevor ich mich versah, hatte er mich mit Seidentüchern ans Bett gefesselt, spreizte meine Beine und hielt sie fest. Dann rutschte er tiefer und ich hielt unwillkürlich den Atem an. *Er würde doch nicht nochmals ...*

Er sah mich an, lächelte und sagte: „Aber nicht wieder ohnmächtig werden.“ Dann senkte er den Kopf, und nun schrie ich doch und klang dabei wie ein verwundetes Tier. Doch er ließ sich dadurch nicht beirren, hielt nicht inne. Seine Zunge umschmeichelte mich weiter. Was er für Lust hielt, war für mich die reinste Seelenpein. Doch dann veränderte sich etwas, ich fühlte etwas, was ich nicht kannte, etwas, was ich noch nie gefühlt hatte. Aber ich wollte das nicht fühlen, niemals, es wäre ein Verrat an mir selbst. Zur Bewegungslosigkeit verurteilt, dem *Fühlen* unterworfen, murmelte ich wie ein geheimes Mantra die Worte: *Es ist die Droge, es ist die Droge*, vor mich hin.

Plötzlich hielt die Zunge inne und mein Peiniger knurrte unwillig: „Jetzt nicht, verschwinde!“

Zunächst verstand ich nicht, was er damit meinte, doch da hörte ich das Klopfen an der Tür auch, und eine Stimme, die rief: „Es scheint aber sehr wichtig zu sein.“

„Egal, kann warten!“ Er zwinkerte mir zu und das Licht der kleinen Lampe auf dem Nachttisch brach sich kurz im Blau seiner Augen. In diesem Moment erkannte ich ihn. *Ich wusste, wer er war!* Darum war mir die Stimme so vertraut vorgekommen! Verdammt, was hatte er mit *ihm* zu tun? Warum tat mir der Mann das an? Die jähe Enttäuschung, die mich erfasste, fühlte sich an wie ein Eissplitter mitten ins Herz. Natürlich, er hielt mich bis zu *seinem* Eintreffen hier fest und gönnte sich selbst ein wenig Spaß. Ich beschloss, es mir keinesfalls anmerken zu lassen, dass ich ihn erkannt hatte.

„Es tut mir leid, Sir.“ Der Angestellte vor der Tür blieb hartnäckig. „Es ist Ihr Freund Dante und er sagt, es kann *nicht* warten.“

Der Mann erhob sich sichtlich genervt, warf eine Decke über meine Blöße, und schritt zur Tür.

Für den Bruchteil einer Sekunde verspürte ich Bedauern und schämte mich dafür. Lust war ein verdammt hinterhältig. Sie konnte einen in den unmöglichsten Situationen überfallen und überwältigen. Es war eine Erfahrung, mit der ich umgehen konnte, ich nutzte sie, seit ich sie für mich entdeckt hatte. Solange ich Herrin der Situation war, sie initiieren und dominieren konnte, war die Lust mir willkommen. Die Lust half mir über das hinweg, was ich erlebt hatte – sie war meine Form der Therapie. Meine Lust nach meinen Regeln auszuleben, schützte mich davor, verrückt zu werden.

Doch dieses Erlebnis hier war anders. Zum ersten Mal seit meiner Flucht war ich erneut gefangen, vollkommen wehrlos, hilflos. Und doch hatte mir die Lust gerade einen Streich gespielt. War es der Teil von mir, der den Kick suchte? War es das Adrenalin, das mich verraten hatte? Die Droge? Oder lag es an dem Mann, dem ich schon einmal begegnet war und den ich als attraktiv empfunden hatte? Hatte mein Körper deshalb meinen Verstand verraten?

Ich starrte auf die Tür, hinter der der Mann verschwunden war. Gegen alle Vernunft wartete ich darauf, dass er zurückkehrte. Und hasste mich dafür.

Kein Safeword?

„Wo brennt es, Dante?“

„Gib das nächste Mal Bescheid, wenn du es dir anders überlegst“, blaffte ihn sein Freund durchs Telefon an.

„Hallo? Wovon sprichst du?“

„Von wem spreche ich wohl?“, äffte ihn sein Freund nach. „Von Catwoman, die seit über einer Stunde am vereinbarten Treffpunkt auf dich wartet. Sie hat mich gerade wütend aus den Federn geholt. Auf solche Kundentelefonate kann ich verzichten!“

„Was soll das jetzt? Du hast wohl gestern zu viel gefeiert. Catwoman ist seit einer Stunde hier an Bord und liegt in dieser Sekunde auf meinem Bett. Du hast mich gerade von ihr heruntergeholt, Sportsfreund. Bye!“

„Halt! Ich weiß nicht, mit wem du es gerade treibst, Riccardo, aber ganz sicher ist es nicht meine Kundin.“

„Natürlich ist sie es, sie trägt das Kostüm auf dem Bild!“

„Sie trägt das Kostüm? Shit, warte!“ West hörte, wie sein Freund im Hintergrund eine weitere Nummer wählte, mehrere Sätze mit jemandem sprach, auflegte und ihr ursprüngliches Gespräch wieder aufnahm: „Riccardo, das muss ein Irrtum sein! Die Frau auf deinem Bett ist definitiv nicht die von unserer Agentur geschickte Catwoman. Du hast dir die Falsche geholt!“

„Das ist völlig absurd! Sie hätte den Irrtum doch sofort aufgeklärt.“ Noch während er sprach, schoss es ihm durch den Kopf, dass sie gar nicht hatte protestieren können: Weil in dem Skript von Catwoman stand, dass sie wünsche, dass man ihr den Mund knebeln solle und etwaige Fluchtversuche zu ignorieren habe. West wurde speiübel, als er daran dachte, was er mit dem Mädchen gemacht hatte, *bevor* sie auf dem von ihm entworfenen Lustrad ohnmächtig geworden war. Aber danach, als sie in seinem Bett aufgewacht war, hätte sie doch die Möglichkeit gehabt, den Irrtum aufzuklären? Warum hatte sie, außer ihn zu beschimpfen, nichts gesagt?

„Vielleicht ist sie eine Professionelle? Sie sieht die Yacht und spekuliert auf die Kohle?“, ließ sich Dante am anderen Ende vernehmen.

„Ich ruf dich wieder an.“ West legte auf und fragte den Sicherheitsmann, der ihn verständigt hatte. „Hatte die Frau irgendetwas bei sich, als wir sie uns geholt haben?“ Sein Instinkt sagte ihm, dass es sich bei dem Mädchen um keine Professionelle handelte.

„Nur eine Einladungskarte für die *Pride*.“ Sein Gegenüber zog sie aus der Windjacke. Riccardo studierte den Namen.

Verdammt, da hatte er seine Erklärung! Catwoman II war unterwegs zur Kostümparty gewesen! Es war ein unglücklicher Zufall, ein fataler Irrtum, der ihn seinen Kopf kosten konnte. Mit Recht – er hatte das Mädchen zu Tode geängstigt!

Oh Gott, und er hatte gedacht, weil sie das im Skript angegebene Safeword nach dem Erwachen nicht ausgesprochen hatte, dass alles in Ordnung wäre, und ihr Benehmen zum Spiel gehörte. Immerhin hatte Catwoman es sich aus den verschiedenen möglichen Szenarien, die die *SEX-treme Adventures Agency* anbot, herausgesucht.

Gib es zu, Riccardo, sagte er zu sich selbst, *du hast gespürt, dass irgendetwas nicht stimmte*. Er hatte sich noch über ihren jungen, frischen Körper gewundert, da laut Skript die bestellte Catwoman einige Jahre älter war als er. Er forderte immer ältere Frauen an. Aber diese hier hatte ihn scharf gemacht wie selten eine zuvor. Und er hatte viele gehabt.

Dabei stand er nicht auf junge Frauen. Aber es hatte etwas in ihren grauen Augen gelegen, etwas Wundes, das ihn berührt hatte, weit mehr als ihr Körper. Er wollte ihr Lust bereiten. Stattdessen hatte er sich der Freiheitsberaubung und der sexuellen Nötigung schuldig gemacht. *Verdammt*, aus dieser Nummer kam er nicht mehr heraus.

„Wo steckt Ettenhuber?“

„Schon da! Wo brennt's?“ Der langjährige Leiter seines Sicherheitsteams, Schorsch Ettenhuber, schob seinen Mitarbeiter beiseite und sagte: „Ich übernehme jetzt.“

West klärte den zwanzig Jahre älteren Deutschen, der ihm längst zum väterlichen Freund geworden war, in wenigen, knappen Sätzen über die Situation auf.

Ettenhuber erfasste die Auswirkungen sofort. „Herrschaftszeiten, du hast dir die falsche Frau geschnappt. Sie wird dich anzeigen, Rick!“

„Danke“, sagte West zusammenhanglos.

„Wofür?“

„Dass du mir keine Vorwürfe machst.“

„Ich habe dich oft genug gewarnt, dass das keine gute ... äh, Sache ist.“ Ettenhuber tippte auf den Namen auf der Einladungskarte. „Soll Kulijic sie auschecken? Vielleicht ergibt sich etwas, das dir als Verhandlungsbasis dienen könnte?“

West unterdrückte ein raues Lachen. „Schlägst ausgerechnet *du* mir gerade etwas vor, das *politically not correct* ist?“ Er fixierte kurz seine Kabinentür, dann wandte er sich abrupt dem Meer zu, stützte sich vornübergebeugt auf die Reling und sog die klare salzige Luft in sich hinein. Keine zweihundert Meter entfernt ragte die *Pride of the Seas* aus dem Wasser, herausgeputzt wie ein junges Mädchen zu einem Ball. Das Fest war in vollem Gange, die Bordkapelle spielte gerade einen Tusch. Gleich darauf schossen mit einem pfeifenden Geräusch Feuerwerkskörper in die Höhe und zeichneten fantastische Figuren in die Luft. Drachen, mittelalterliche Szenen, Segelschiffe, der Markusdom. Immer weitere Böller explodierten, erhellten den nächtlichen Himmel mit tausend Farben, während ihre bunten Schatten wie in einem verschwommenen Spiegel kurz über das Meer huschten.

Trotz des ohrenbetäubenden Lärms der Raketen glaubte West zu hören, wie die staunenden „Ahs“ und „Ohs“ der Passagiere über das Meer zu ihm herüberwehten. Mit einem Mal wünschte er sich, dass er dort an Bord wäre, im Gewühl der sorglosen Passagiere anstatt auf seiner Segelyacht. Er wandte sich beinahe abrupt von dem Schauspiel ab. Seine Entscheidung stand fest.

„Nein, Schorsch. Auch wenn es ein Versehen war, habe ich eine junge Frau zu Tode geängstigt. Ich werde mich meiner Verantwortung stellen. Gib Sally einen kurzen Abriss der Lage. Sie soll eine Pressemitteilung vorbereiten, aber auf meine Freigabe warten. Ich gehe zurück und spreche mit der Frau.“

„Du hast nicht vor, ihr zunächst Geld anzubieten?“

Riccardo legte seinem Freund die Hand auf den Arm: „Nicht immer ist Geld die Lösung“, sagte er wider besseres Wissen. Er musste an die Augen des Mädchens denken, an die Tiefe, die sich darin spiegelte, und schüttelte nachdrücklich den Kopf. *Nein, sie nicht. Sie gehörte nicht zu dieser Sorte Mensch.* Er würde die Konsequenzen tragen. „Es ist meine Verantwortung und ich stehe dazu.“

„Eine gute Entscheidung, mein Junge. Sapperlot, aber der Skandal wird abgehen wie die Raketen da drüben auf dem Schiff.“ Ettenhuber machte eine entsprechende Geste in die Richtung und runzelte als Nächstes die Stirn. Er griff sich ein Fernglas von einem Haken, scannte die Bordwand und murmelte: „Zefix, schon wieder diese Ökospinner!“

West hatte das Banner ebenfalls entdeckt. „Solange sie nur Betttücher ausrollen, lass sie doch. Es ist ihnen kaum zu verdenken.“ Er wandte sich ab, um in die Kabine zurückzukehren,

als ihn eine Stimme anrief: „Mr West!“ Ettenhubers Mitarbeiter MacCabe kam auf sie zu. „Ich habe den Namen auf der Einladung überprüft!“

„Keiner hat Sie angewiesen, das zu tun, MacCabe!“, sagte West kurz angebunden.

„Aber er ist gefälscht!“, erwiderte der hastig. „Die Frau steht nicht auf der ursprünglichen Gästeliste.“

West und Ettenhuber tauschten einen perplexen Blick. „Die wollte sich mit gefälschter Einladung auf die Kostümparty der *Pride* einschleichen?“

„So sieht es aus, Mr West. Die Karte ist übrigens echt. Sie hat sich in das System gehackt und den Versand ausgelöst. Die E-Mail-Adresse wurde nur für diesen Fall eingerichtet. Sie ist bereits wieder gelöscht und lässt sich nicht mehr tracken. Da war ein Profi am Werk.“

„Eine Falle?“, sagte Ettenhuber wie aus der Pistole geschossen.

„Du denkst, die Frau wurde geschickt?“, ging West sofort darauf ein. „Jemand wusste von der Agentur-Buchung, kannte das Skript, Zeit und Ort?“

„Nicht jemand ...“

West war sofort klar, an wen sein Freund dachte. Wenn diese Frau gebucht worden war, um ihn in die Falle zu locken, dann konnte es nur um eines gehen. Vermutlich war das Mädchen in seiner Kabine darauf präpariert, das arme Opfer zu spielen, um sich in sein Vertrauen zu schleichen. *Eine Hackerin. Ein Profi.*

„Bleiben Sie dran, MacCabe, und versuchen Sie, so viel wie möglich über sie herauszufinden.“

„Ja, Sir!“ Der Mann lief die Gangway zurück.

„Wie viel Bares haben wir im Tresor, Schorsch?“

„Ungefähr 50.000 US\$ und nochmal so viel in Euros und Franken.“

„Pack 25.000 Euro in einen Umschlag. Einen Versuch ist es wert. Ich gehe zurück und horche sie aus. Maledetto!“, entfuhr es ihm.

„Was ist?“

„Mein Laptop ist in der Kabine!“ Mit einem Satz war West an der Tür. Die Hand schon am Knauf, hielt er inne, um tief Luft zu holen. Die Frage war, wie er sich jetzt verhalten sollte?

Das Mädchen musste damit rechnen, dass er soeben über die Verwechslung informiert worden war, weil irgendwo eine echte und wütende Catwoman vergeblich auf ihre Abholung gewartet hatte. Was sie nicht ahnte, war, dass ihre Scharade ebenfalls bereits aufgefliegen war. Er musste sie daher wie das Opfer eines fatalen Irrtums behandeln. Das ungeschriebene Drehbuch verlangte von ihm Reue, Erschütterung, Zerknirschtheit. Er fühlte nichts von

allem. Was er tatsächlich fühlte, war *Enttäuschung*. Ein völlig irrationales und verwirrendes Gefühl für das er angesichts der Situation keinerlei Erklärung fand.

Er öffnete die Tür. Zu seiner Erleichterung war die Frau noch immer ans Bett gefesselt. Trotzdem musste er die Knoten der Seidentücher überprüfen. Er sah unauffällig zum Schreibtisch, auf dem sein Laptop stand. Er war zugeklappt, nichts deutete darauf hin, dass er benutzt worden war.

Sobald er das Mädchen losgeworden war, würde er sich vergewissern, dass kein Zugriff stattgefunden hatte. Er verdammte sich selbst für seine Nachlässigkeit, seinen Laptop mit den neuesten Betaversionen allein mit einer Fremden in einem Raum gelassen zu haben. In der Regel waren Vorsicht und Misstrauen seine zweite Natur.

Es war allerdings nie vorgesehen gewesen, Catwoman in sein Bett zu lassen, allein ihre Ohnmacht hatte ihn dazu veranlasst, sie in seine Schlafkabine zu bringen. Dabei hatte sie sie ihm nur vorgespielt! *Was für ein raffiniertes kleines Aas!* Beinahe wäre er auf ihren Augenaufschlag hereingefallen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich zuletzt derart idiotisch gefühlt hatte. Aber irgendwie auch ... *lebendig*.

Er trat entschlossen über die Schwelle seiner Kabine. Was sie konnte, das konnte er schon lange. *Showtime!*

Wie heißen Sie?

Mein Peiniger kehrte nach langen Minuten zurück. Er stand in der Tür und sein Blick strich durch den Raum, als würde er nach etwas Bestimmtem suchen. Nun kam er auf mich zu, blieb neben mir stehen, musterte mich kurz aber eindringlich ... und löste nacheinander meine Fesseln.

Was hatte er jetzt wieder vor, fragte ich mich, während ich mir sofort die leichte Decke schnappte und an der Brust zusammenraffte. Ich schwang meine Beine aus dem Bett und behielt den Mann genau im Auge. Er machte keinerlei Anstalten, mich am Aufstehen zu hindern. Stattdessen stand er einfach nur stumm da und sah mich an, als wartete er darauf, dass ich etwas sagte. Merkwürdigerweise beschlich mich dabei das Gefühl, als wäre er gerade dabei, meinen Wert abzuwägen.

Unvermittelt sagte er da: „Es tut mir schrecklich leid, was passiert ist. Warum haben Sie nichts gesagt? Verraten Sie mir, wer Sie sind?“

Damit verblüffte er mich. „Was soll die Frage? Sie müssen doch wissen, wen Sie gekidnappt haben“, fuhr ich ihn an. Ich sah mich suchend nach etwas um, das ich anziehen konnte, zur Not tat es wieder seine Jacke, die vor dem Bett auf dem Boden lag. Bevor ich mich nach ihr bücken konnte, reagierte West. Er öffnete einen Wandschrank und zog ein graues Shirt und eine passende Trainingshose hervor. „Hier, das können Sie anziehen. Es ist sicher zu groß, aber Ihr Kostüm ist hinüber, bis auf das da.“ Er deutete auf einen Sessel, neben dem meine Stiefel standen. Auf dem Stuhl entdeckte ich noch den Magazingürtel. Während ich rasch nach den Sachen griff, aus Angst, West könne es sich anders überlegen, versuchte ich gleichzeitig, meiner Verwirrung Herr zu werden. Was sollte das jetzt wieder? Warum fragte er mich, wer ich bin? War das eine Art Psychospiel?

„Entschuldigen Sie, das war ungeschickt. Ich weiß jetzt, dass es sich um eine bedauerliche Verwechslung han ...“

„Eine *bedauerliche* Verwechslung?“, fuhr ich ihm in die Parade. Hatte der Mann sie noch alle? Für wie dämlich hielt er mich? „Ich ... also, das ist sowas von ...“ Ich war tatsächlich derart fassungslos, dass ich ins Stottern geriet.

Er hob die Hände in einer Friedensgeste. „Bitte, Ihre Erregung ist verständlich. Ziehen Sie sich an, und dann erkläre ich Ihnen, wie es dazu kommen konnte. Möchten Sie etwas zu trinken, oder kann ich Ihnen sonst etwas anbieten?“

„Wie wäre es mit einem Baseballschläger, damit ich Ihnen eins überziehen und Ihnen Ihre perversen Spielchen austreiben kann?“, giftete ich, während ich hinter der Schranktüre hastig in seine Sachen schlüpfte.

„Baseballschläger?“

Mist! Ich biss mir auf die Lippe. Wie unvorsichtig! Wut war ein gefährliches Gefühl, ich musste mich unbedingt mehr kontrollieren. Ich war in seinen Augen Italienerin. Baseball war uramerikanisch.

„Mein Bruder spielt an der Uni“, warf ich schnell hinterher. Ich hatte keinen Bruder. Gab es überhaupt eine Baseballmannschaft an der Sapienza? Vermutlich nicht, da sie ja nicht einmal eine Fakultät für Sport besaß.

Angezogen kam ich wieder zum Vorschein. Obwohl mein Verstand mich danach drängte, sofort die Beine in die Hand zu nehmen, blieb ich mitten im Raum stehen. Erneut hatte ich keine Erklärung für mein Zögern, aber etwas an dieser surrealen Situation hielt mich gefangen.

„Es steht Ihnen selbstverständlich frei, sofort zu gehen und gegen mich Anzeige zu erstatten.“

Während ich noch überlegte, ob ich mich gerade verhört hatte, hob der Mann die Hände und nahm seine Maske ab. Ich wich erschrocken zurück. Was war hier los? Warum outete sich Riccardo West? Und was bedeutete dieses Wissen für mich – für uns beide?

Es schuf eine völlig neue Lage. Es bedeutete auch, dass mir West gerade einen entscheidenden Vorteil verschafft hatte! Warum? Das ergab keinen Sinn. Ich war dermaßen verwirrt, dass meine Gedanken den Faden verloren.

* * *

West beobachtete die junge Frau aufmerksam.

Sein Entschluss, sich zu outen, war spontan erfolgt. Jetzt war er gespannt, wie sie darauf reagierte. Sicher war ihr Auftraggeber alle möglichen Szenarien mit ihr durchgegangen. *Sie* überließ nie etwas dem Zufall, sie war eine geniale Strategin. Das hatte er früher an ihr

bewundert. Doch er vermutete, dass ein Szenario, in dem er sich selbst outete, nicht Bestandteil des Trainings gewesen sein konnte.

Das Mädchen schien sich auf ihre Opferrolle zu beschränken und agierte weiter entsprechend verwirrt. Sie war wirklich überzeugend, ein Naturtalent. Sie hatte ihn bis jetzt perfekt manipuliert, sich keinen Fehler erlaubt.

Bis auf einen: *die Erwähnung des Baseballschlägers!* Damit hatte sie sich verraten. Sie war keine Italienerin, obwohl sie die Sprache perfekt beherrschte. Er, der Halbtaliener, konnte keinen Unterschied feststellen, ein Linguist vermutlich schon. Das Gespräch wurde aufgezeichnet, er konnte es also später nachprüfen lassen.

Das Mädchen starrte ihn an, als zweifele sie an seinem Verstand. Er hielt ihren Blick fest und sagte: „Mein Name ist Riccardo West und ich bin amerikanischer Staatsbürger. Hier ist meine Karte.“ *Get this. Prendi questo! ... Jetzt bist du am Zug, du kleines raffiniertes Luder ...* Erneut dachte er daran, dass sie ihn fast eingewickelt hatte mit ihrer *Verängstigt-kleines-Mädchen-Show*.

* * *

„Was?“, entfuhr es mir eine Oktave höher als beabsichtigt. Ich stierte auf seine Visitenkarte, als handele es sich um ein Artefakt aus dem Höllenreich. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Was redete der Mann da? Ich kam mir vor, als wäre ich in einem Stück von Kafka gefangen. Nichts passte zusammen, nichts ergab einen Sinn. Ich vergaß sogar für den Moment völlig, dass er für *ihn* arbeitete.

„Es ist mein absoluter Ernst. Vor allem möchte ich mich bei Ihnen in aller Form für die entstandenen Unannehmlichkeiten entschuldigen. Wie erwähnt, handelte es sich um eine bedauerliche Verwechslung. Ein missglücktes Rollenspiel, verstehen Sie?“

Nein, ich verstand gar nichts. Weil ich nicht reagierte und lediglich weiterhin wie eine Irre vor mich hinstarrte, fragte er besorgt: „Benötigen Sie vielleicht einen Arzt?“

Ich konnte nur fassungslos den Kopf schütteln. Er verstand es als Antwort auf seine letzte Frage.

„Bitte“, West zeigte auf die Tür, „Sie können gehen. Einer meiner Leute wird Sie an Land bringen. Sie wissen, wer ich bin, Sie kennen meinen Namen. Ich bin in Ihrer Hand. Ich werde der Polizei gegenüber alles bestätigen, Ihre Entführung und die ... Vorkommnisse hier an Bord.“

Endlich fand ich meine Stimme wieder: „Ich soll Sie anzeigen?“, stammelte ich. Das war das Letzte, was ich tun würde! Einfach mal so einen der reichsten amerikanischen Staatsbürger anzeigen und damit mein Konterfei in jeder Zeitung zu finden? Himmel! Meine Gedanken verwandelten sich in einen Kreisel und warfen jeden Ansatz vernünftigen Denkens sofort aus der Bahn. Mir wollte keine plausible Erklärung für Wests Verhalten einfallen. Außer, dass der Mann verrückt war. Vollkommen plemplem. Er entführte Frauen auf sein Boot, verging sich an ihnen und danach schickte er sie mit der Erklärung „bedauerliche Verwechslung“ und „entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten“ wieder von Bord? Das Ganze garniert mit der Bitte, ihn anzuzeigen?

Unvermittelt hatte ich wieder das Rad vor Augen, auf dem ich ihm ausgeliefert gewesen war. *Und seine Zunge, die ...* Verdammt! *Reiß dich zusammen!* „Was sind Sie? Eine Art pressegeiler Sado-Masochist?“, platzte es schneller aus mir heraus, als mir lieb sein konnte. Die ganze Anspannung, die Angst, die ich ausgestanden hatte, das Adrenalin, das immer noch durch meine Adern jagte, überforderten mich. Meine Beine gaben nach, ich schwankte. Er war sofort bei mir, fing mich auf und setzte mich auf dem Bett ab.

„Ich hole Ihnen ein Glas Wasser.“ Er drückte auf einen Knopf und gegenüber fuhr eine versteckte Bar mit einem leisen Summen heraus. Er schenkte ein, kehrte zu mir zurück und drückte mir das Glas in die Hand.

Ich trank und versuchte, meine Gedanken neu zu ordnen. Ich war Informatikerin, Logik war der Eckpfeiler, auf den sich mein Studium stützte. Irgendwo musste sich eine Logik hinter Wests Worten verstecken. Vorausgesetzt, er hatte mich mit den richtigen Daten gefüttert. Ich musste die Situation analysieren und Punkt für Punkt in die richtige Reihenfolge bringen.

Laut West war ich das Opfer einer simplen Verwechslung geworden. Wie wahrscheinlich war das? Dafür sprach allerdings, dass er sich geoutet hatte.

Die Daten waren mager, aber zum ersten Mal zog ich in Betracht, West könnte die Wahrheit gesagt haben, so unwahrscheinlich sie auch klingen mochte. Die Wahrheit hatte für Männer seiner Art viele Gesichter, nur eines davon, das ehrbare, war für die Öffentlichkeit bestimmt. Um ihre Absichten zu verschleiern, trugen sie Masken, agierten im Verborgenen, umgingen jenseits aller Moral Regeln und Verbote und schufen sich ihre eigenen Gesetze.

Ich hatte bereits früh in das Gesicht eines Teufels geblickt. Welches seiner Gesichter zeigte mir Riccardo West gerade? Meinte er es ehrlich oder führte er mich an der Nase herum?

Ich bezweifelte, dass man es als ehrbarer und moralisch integrier Mann schaffen konnte, in die erste Liga der Internet-Tycoons aufzusteigen. Wenn ich mehr über diese undurchsichtige Sache herausfinden wollte, blieb mir nur eine Möglichkeit: Ich musste auf sein Spiel eingehen.

Wenn West für *ihn* arbeitete, war mein Schicksal längst besiegelt, und ich würde dieses Boot niemals lebend verlassen. Allerdings würde ich nicht kampflös aufgeben. Immerhin saß ich hier, ohne Fesseln, und hielt ein Glas in der Hand. Ich konnte es zerschlagen und die Scherben entweder als Waffe benutzen oder ... mir damit die Pulsadern aufschlitzen.

Immerhin war das der Ansatz eines Plans. Die zweite Tür führte sicher ins Bad. Ich musste es nur rechtzeitig dort hineinschaffen. Mit dem Glas. Zur Not tat es aber auch eine Spiegelscherbe.

Mein Plan gab mir wieder Auftrieb. So oder so gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder ich war das Opfer einer absurden Verwechslung geworden oder West trieb ein Katz- und Mausspiel mit mir. Ich wollte nicht die Maus sein, ich war Catwoman! Zeit, die Krallen auszufahren. Zeit für ein paar Fragen. Zeit für Klarheit.

„Sie sagten, meine Entführung wäre ein Versehen gewesen, eine Art Verwechslung. Warum sollte ich Ihnen das glauben?“

Ich konnte beobachten, wie sich Wests Augen kurz verengten, tief in die meinen eindringen, als wollten sie den Grund meiner Frage erforschen. Tatsächlich glaubte ich kurz Verblüffung in seinem Gesicht zu erkennen.

* * *

Interessante Strategie, dachte er. Sie spielte ihm den Ball zurück. Keine Theatralik, kein Zeter und Mordio. Sie stürzte nicht schreiend zur Tür, damit er sie mit einem entsprechenden Angebot aufhalten konnte. Allein die Frage, warum sie ihm glauben sollte. Sie verhandelte nicht, sondern wartete auf seinen nächsten Zug.

„Weil es die Wahrheit ist“, antwortete er ihr jetzt. „Es lag an Ihrem Kostüm. Eine als Catwoman verkleidete Frau sollte mich in Venedig an jenem Steg erwarten. Es handelt sich um ein Spiel, ein verabredetes erotisches Abenteuer. Wir waren zu früh dran, sie standen da, trugen den Umhang und die Maske, und ich hielt Sie für *sie*. Wie gesagt, eine folgenschwere Verwechslung, die ich unendlich bedauere. Ich kann mich nur wiederholen: Selbstverständlich stehe ich zu meiner Verantwortung, sowohl zivilrechtlich als auch strafrechtlich.“

* * *

Ich schüttelte unwillig den Kopf. Natürlich hatte ich schon von Agenturen gehört, die diese Form der Rollenspiele anboten. Männer und Frauen, denen „einfacher“ Sex nicht genügte, und

die ihre sexuellen Fantasien innerhalb inszenierter Situationen auslebten. Mir gefiel die Erklärung nicht. Etwas störte mich daran. Es passte nicht zum selbstsicheren Riccardo West.

„Ein Rollenspiel? Sie betäuben und entführen Ihre Dates, um sie dann auf ein Folterrad zu schnallen? Kriegen Sie sonst keinen hoch oder was?“, sagte ich grob. Später fragte ich mich, wo meine Angst geblieben war.

Etwas wie Belustigung blitzte kurz in Wests Augen auf. „Ich denke, ich habe Ihnen bereits das Gegenteil bewiesen“, sagte er und ich wurde rot. Ich dachte an meine Hand, die er auf seinen Schritt gelegt hatte und glaubte, erneut sein pulsierendes Glied fühlen zu können. Sofort verschränkte ich meine Hände.

Die Geste brachte mir ein weiteres Lächeln von West ein. Ich ignorierte es und stand auf. Gott sei Dank gehorchten mir meine Beine wieder. „Gut, dann gehe ich jetzt. Ich möchte aufs Festland. Wenn Sie das bitte arrangieren würden.“

„Sie gehen?“

„Ja, Sie sagten doch, ich könnte gehen?“

„Natürlich. Kommen Sie.“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, auch wenn ich weiterhin ein Scheiß-Psychospiel dahinter vermutete. Rasch schlüpfte ich in die Catwoman-Stiefel, in denen noch immer Tizianas Socken steckten, und nahm den Magazingürtel an mich. Kurz fuhren meine Finger abschätzend über die Ampullen. Am Ende überlegte ich es mir anders und ließ ihn zurück. Ich folgte West nach draußen, wo er einem Mann Anweisungen erteilte, mich an Land, am Punkt meiner Wahl, abzusetzen. Er wandte sich mir erneut zu. „Ich höre von Ihnen?“

Ganz sicher nicht, dachte ich. Aber ich nickte und sagte so überzeugend wie ich konnte: „Darauf können Sie wetten, Sie Perversling!“ Ich spielte auch eine Rolle. Die des Opfers.

„Es tut mir ehrlich leid“, sagte er zerknirscht und wirkte dabei alles andere als zerknirscht. „Auf Wiedersehen und bis bald.“ Er hielt mir seine große braune Hand entgegen. Ich übersah sie.

Er sah mich an, als warte er darauf, dass ich noch etwas sagte, und als ich das nicht tat, verschwand er wortlos in seiner Kabine.

Ich folgte dem Mann, der mich an Land bringen sollte, in Richtung Steuerbord. Die Segelyacht war riesig, viel größer noch als jene, die *er* besessen hatte.

Ich sah über die Reling und entdeckte das dümpelnde Beiboot. Eine feste Leiter führte nach unten. Noch traute ich dem Braten nicht. Ich behielt recht. Plötzlich trat mir ein glatzköpfiger, gedrungenener Mann in den Weg, dessen Schnauzer stark an einen Seehund erinnerte, und zog mich in die nächste Kabine.

„Lassen Sie mich sofort los“, blaffte ich ihn an und entriss ihm meinen Arm. „Ihr Boss hat gesagt, dass ich gehen kann!“

„Er hat auch gesagt, ich soll Ihnen das hier geben.“ Er öffnete einen Umschlag und gab den Blick auf ein dickes Bündel Geldscheine frei. „Das sind 25.000 Euro. Sie gehören Ihnen.“

Die Enttäuschung traf mich wie ein Hieb in den Magen. *Fast hätte ich mich von ihm blenden lassen!* Dabei war West wie alle anderen auch, keinen Deut besser! Er wollte sich mit seinem verdammten Geld freikaufen! So viel dazu, dass es ihm leid täte und er sich seiner Verantwortung stellen würde. *Lügner!*

„Sagen Sie Ihrem Boss, ich bin nicht käuflich! Warten Sie, ich sage es ihm selbst.“ Ich schnappte mir den Umschlag, stapfte zurück, im vollen Bewusstsein, mit meinen hohen Hacken seine Yacht zu beschädigen.

Voller Zorn riss ich die Tür zu seiner Kabine auf und wich erschrocken zurück. West hatte direkt an der Tür gestanden und sah fragend auf mich herab. Ich schubste ihn heftig gegen die Brust und brüllte: „Da haben Sie Ihr Scheißgeld!“, und beförderte den Umschlag sodann mit einem Schwung über Bord.

Wahrscheinlichkeiten

West's Mann setzte mich tatsächlich an dem von mir angegebenen Ort ab.

Bis zuletzt hatte ich daran gezweifelt, aber West hatte Wort gehalten. Wenigstens das ...

Ich kletterte mit zitterigen Beinen aus dem Boot und hastete den Steg entlang. Mehrmals sah ich zurück, ob mir jemand folgte, doch mein Begleiter hatte sofort wieder abgelegt. Mit einem Ruck riss ich mir die Latex-Maske vom Gesicht. Endlich! Ich fuhr mir über das verschwitzte Gesicht.

Es herrschte ziemlich viel Betrieb an Land, die meisten Leute trugen Kostüme, flüchtende Gäste des Kreuzfahrtschiffs. Ich achtete nicht weiter auf sie oder ihr aufgeregtes Geschnatter, meine Gedanken wurden vollkommen von dem soeben Erlebten absorbiert.

Erst das Kidnapping, jetzt die Freilassung. Über das *Dazwischen* wollte ich gar nicht erst nachdenken. Ausgerechnet Riccardo West! Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, demselben Mann innerhalb von drei Tagen zweimal zufällig zu begegnen? Als Informatikerin glaubte ich nicht an Wahrscheinlichkeiten. Und doch war es passiert. Vielleicht sollte ich öfters ins Casino gehen, schoss es mir unsinnigerweise durch den Kopf.

So unglaublich es auch klingen mochte, aber ich kam mehr und mehr zu dem Ergebnis, mich geirrt zu haben, und ich tatsächlich das Opfer einer bescheuerten Verwechslung geworden war.

Wenn ich zur Hysterie neigen würde, hätte ich jetzt gekichert.

Mann, da musste West ja der Arsch ganz schön auf Grundeis gehen!

Nachdem ich die Fische mit seinem Geld gefüttert hatte, musste er damit rechnen, dass ich zur Polizei gehen und die jeden Augenblick bei ihm aufkreuzen würde. Hoffentlich hatte er bis dahin noch einige unbequeme Momente. Mit Sicherheit hielt er schon den nächsten gefüllten Umschlag bereit.

Der wird sich wundern, nichts mehr von mir zu hören ... Wenn ich es recht bedachte, war es schon eine Merkwürdigkeit, dass West mich nach meinem Wutanfall nicht aufgehalten hatte. Der Logik seiner käuflichen Welt folgend hätte er sein Angebot erhöhen müssen. Aber

vermutlich hielt er sich für unantastbar, das taten diese Schweine immer. Für dieses Mal jedenfalls würde er sehr billig davonkommen. Was mich schon wieder aufbrachte. Diese Sorte Mann kam einfach immer davon. In meinem speziellen Fall hatte er sogar unverschämtes Glück auf seiner Seite gehabt. Ich stutzte, irgendetwas klapperte ... Verdammt, meine Zähne schlugen aufeinander wie ein außer Kontrolle geratenes Gebiss. Offenbar ließ die Wirkung der injizierten Droge endgültig nach, und der Schock über das Erlebte setzte ein.

Ich irrte in dem riesigen Parkhaus der künstlichen Tronchetto-Insel umher, auf der Suche nach unserem Minivan. In der Aufregung wollte mir die Stellplatznummer nicht mehr einfallen. Aber ich war sicher, noch nicht zu spät dran zu sein. Wir hatten 1:10 Uhr vereinbart, für den Fall, dass wir getrennt wurden. Dazu noch einen zweiten Treffpunkt um 01:30 Uhr beim Haupteingang des Großmarkts, der sich ebenfalls auf der Tronchetto-Insel befand. Da herrschte immer Betrieb. Ich erkundigte mich bei einer Gruppe junger Leute nach der Uhrzeit. Fünf vor eins. Ich musste meine Gruppe unbedingt finden. Ich hatte kein Geld, kein Smartphone und ich musste raus aus diesen blöden Stiefeln. Meine Füße schmerzten wie Hölle.

„Gina!“, hörte ich plötzlich jemanden rufen. *Gott sei Dank!* Ich fuhr herum und sah im trüben Licht der Parkhausbeleuchtung Gianni auf mich zuspurten. Nie zuvor hatte ich mich so gefreut, meinen Freund zu sehen.

„Verdammt, wo hast du gesteckt? Bist du crazy? Du hättest ruhig früher sagen können, dass du es dir anders überlegt hast“, schimpfte er los, kaum, dass er mich erreicht hatte.

Statt einer Antwort brach ich in Tränen aus und warf mich an seine Brust.

Dicke Luft

Ich spürte die Blicke der anderen auf mir. Wir befanden uns auf der Heimfahrt nach Rom. Die anderen hatten ‚Scharade‘ wohl oder übel ohne mich durchgezogen.

Im Wagen herrschte eine eigenartige Stimmung. Die übliche Euphorie und Ausgelassenheit nach einer gelungenen Aktion ging völlig ab. Normalerweise wären wir in Feierlaune, würden uns gegenseitig auf die Schultern klopfen und uns versichern, was für eine Teufelsgruppe wir doch waren. Wir würden Wein trinken – bis auf den unglücklich ausgelosten Fahrer und mich, ich gewann Alkohol nichts ab –, Gianni würde seine Gitarre hervorholen und wir würden singen.

Stattdessen hatte die Gruppe gleich doppelt Veranlassung, auf mich sauer zu sein: a), weil ich sie mit meinem Rückzug im Stich gelassen hatte und b), weil ich ihnen meine Gründe dafür verschwieg.

Genau das tat ich nämlich. Ich schwieg. Mir wollte einfach keine logisch klingende Geschichte abseits der Wahrheit einfallen, die erklärte, warum ich ohne das Catwoman-Kostüm und in einem neuen, viel zu großen Outfit wieder aufgetaucht war.

Kurz hatte ich überlegt, ob ich vorgeben sollte, dass die Polizei mich wegen meines ‚Bordsteinschwalben-Outfits‘ aufgegriffen hatte.

Aber das hätte unser Computergenie Pasquale sicher dazu verleitet, es mit einem kleinen Eingriff in den Polizeicomputer zu verifizieren.

Reto jedenfalls wirkte sehr eingeschnappt. Verständlich, er hatte sich als mein Partner sowohl Sorgen als auch Vorwürfe wegen meines Verschwindens gemacht. Schließlich war er es gewesen, der seine Einladungskarte vergessen und mich alleine zurückgelassen hatte.

Gianni wiederum musterte mich mit einem undefinierbaren Ausdruck im Gesicht.

Leider war es nicht sehr förderlich gewesen, dass ich ihm als Erstes heulend um den Hals gefallen war. Gott sei Dank hatten die anderen das nicht mitgekriegt. Aber sicher tobten jetzt die wildesten Spekulationen durch Giannis Kopf. „Du willst also nicht darüber reden?“, fragte er mich. Es war das gefühlt hundertste Mal, seit er mich auf dem Parkplatz aufgegriffen hatte.

„Jetzt lass Gina endlich in Ruhe“, mischte sich seine Freundin Gabriella ein. „Siehst du nicht, dass sie völlig verstört ist?“

Ich zuckte zusammen. Den Eindruck machte ich also auf die anderen? Ich wollte abweisend aussehen, wie jemand, der in Frieden gelassen werden wollte. Aber das schien ich ja jetzt trotzdem erreicht zu haben. Ich lächelte Gabriella dankbar zu, kuschelte mich in meinen Sitz, versenkte mich in den sauberen Geruch von Riccardo West, der unverschämterweise seinen Kleidern anhaftete, und schloss die Augen. Ich war todmüde und wollte schlafen. Doch alles, woran ich denken konnte, waren Riccardo West und das, was seine Hände und Zunge mit mir angestellt hatten.

Gut, dass ich ihn nie wiedersehen würde.

Stinkbombe

West lehnte neben Ettenhuber an der Reling und sah dem Boot nach, mit dem MacCabe die junge Frau an Land brachte.

Er wunderte sich, wie viel um diese Uhrzeit auf dem Meer los war. Überall wimmelte es nur so von Vaporetos und Motorbooten aller Couleur. Offenbar hatte ein Exodus von der *Pride of the Seas* eingesetzt.

„Und jetzt?“, fragte Schorsch Ettenhuber und senkte sein Fernglas, mit dem er verfolgt hatte, wie das ausgerollte Banner von zwei Besatzungsmitgliedern der *Pride* eingeholt wurde.

„Wir warten.“

„Auf ihren nächsten Schachzug.“ Ettenhuber nickte. „Mir gefällt die ganze Sache nicht, Rick. Sie ist zu ... persönlich.“

„Frag mich.“

„Was ist mit dem Geld?“

„Lass es schwimmen.“

„Das meinte ich nicht. Das Mädchen hat es einfach so über Bord geworfen. Kaltblütig.“

„Das ist sie.“ Er nickte. Tatsächlich hatte er ihre Kaltblütigkeit für einen Teil ihres Spiels gehalten. Sie hatte kaum auf ihn reagiert. Da waren zwar einige wenige flüchtige Momente gewesen, in denen er geglaubt hatte, ihre Lust geweckt zu haben. Aber jetzt war ihm natürlich klar, dass von Anfang an alles nur vorgetäuscht gewesen war. Berechnung.

„Wir hätten ihr mehr bieten sollen.“

„Nein. Egal, was wir ihr geboten hätten, sie bekommt mehr von ihr. Das weiß sie. Auf jeden Fall hatte sie keine Möglichkeit, meinen Laptop zu spiegeln.“ Bevor er es verhindern konnte, war es bereits aus ihm herausgerutscht: „Ich wüsste zu gerne, wer sie ist“, murmelte er, während er den klaren Sternenhimmel betrachtete.

„Was hast du gesagt?“

„Nichts, nur laut gedacht.“

„Soso. Was denkst du, von wem wir zuerst hören werden? Von dem Mädchen, einem Anwalt oder ...“ Statt den Namen auszusprechen, spuckte Ettenhuber lieber in hohem Bogen ins Meer – was das ganze Ausmaß seiner Verachtung für die Ungenannte offenbarte.

„*Sie* wird sich melden. Den Leckerbissen, mir zu drohen, wird sie sich kaum entgehen lassen.“ Wests Augen blieben an einem Polizeiboot haften, das ebenfalls auf die *Pride of the Seas* zuhielt. Er wusste, dass er sich eigentlich für die Vorgänge auf dem Schiff interessieren sollte, stattdessen wollten ihm die Augen des Mädchens nicht mehr aus dem Kopf gehen. Grau und klar, von langen dunklen Wimpern überschattet. Selbst als sie ihm all die verschiedenen Gefühle vorgespielt hatte, hatte er immer auch die Traurigkeit hinter ihrer Fassade wahrnehmen können. Er konnte sich nicht erklären, woher er diese Sicherheit nahm. Was war bloß mit ihm los? So kannte er sich nicht. Seine Gedanken führten ein Eigenleben, drifteten ständig in ihre Richtung ab. Eigentlich sollte er sich Sorgen über die möglichen Folgen einer Anzeige durch sie machen. Soviel war sicher, der Skandal würde ihn seine Regierungsaufträge kosten, und nicht nur das. Doch es war ihm egal, alles, woran er denken konnte, war das Mädchen. *Und wenn sie gegen ihren Willen agiert hatte?* Vielleicht war sie von *ihr* erpresst worden, dies zu tun? Es sähe *ihr* ähnlich, aus der Not anderer Kapital zu schlagen. Vor allem aber ließ ihn der Gedanke nicht los, diesen traurigen Augen schon einmal begegnet zu sein.

Ettenhuber betrachtete seinen Freund von der Seite. Er fand, dass dieser leicht abwesend wirkte, nicht so richtig bei der Sache. „Was ist los mit dir, mein Junge? Kein Kampfgeist?“

In dieser Sekunde trat ein junger Mann mit Kopfhörer aus Wests Kabine und entthob ihn damit einer Antwort. Er hielt eine Art Tablet-PC in der Hand – mit dem Unterschied, dass darauf einige Regler angebracht waren.

„Was gefunden, Kulijic?“, fragte ihn West.

„Ihre Kabine ist sauber, Sir. Keine Wanzen.“

„Was ist mit dem Kostüm und dem Gürtel?“

„Der Scan hat nichts ergeben, aber ich sehe mir die Sachen gleich noch genauer in meinem Labor an.“

West hob den Kopf. „Maledetto, was ist das denn für ein bestialischer Gestank? Wo kommt der so plötzlich her? Vom Meer?“

Ettenhuber schnüffelte wie ein Jagdhund und rief alarmiert: „Nein, das kommt aus deiner Kabine! Bleib bloß weg, Rick!“ Er stürzte hinein und kam Sekunden später mit dem Laptop wieder heraus. Dann warf er die Tür zu und lehnte sich schweratmend mit dem Rücken dagegen. Er war fast grün im Gesicht, als müsste er sich gleich übergeben. Ein ungewohnter Anblick.

„Gas oder ... Säure?“ West sah betroffen auf den Laptop, den sein Freund beidhändig an die Brust presste.

„Keine Ahnung, wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich fast sagen, es war eine ...“

„Stinkbombe!“, ergänzte der Mann namens Kulijic. Er hielt grinsend seinen Turnschuh hoch und schnüffelte an der Sohle.

„Mann, Kulijic! Jetzt ist keine Zeit für Scherze!“, entfuhr es West verärgert.

„Kein Scherz, Sir.“ Kulijic ließ den Schuh fallen, zog eine kleine Ampulle aus dem Magazingürtel und hielt sie mit zwei Fingern empor. „Sehen Sie? Der ganze Gürtel ist voll mit denen. Das sind *Stinkbomben!*“ Seine Stimme hörte sich an, als wäre er gerade auf eine Goldader gestoßen.

West trat näher und beäugte misstrauisch die kleine Ampulle. „Sicher?“

„Ja. Ich glaube, ich bin da drin gerade auf eine getreten. Ich habe das Knacken gehört und die kleinen Splitter gesehen. Ich hielt es für eine Scherbe. Passen Sie auf.“ Er legte die Ampulle auf den Boden und machte Anstalten, auf sie zu treten.

„Unterstehen Sie sich!“, riefen Ettenhuber und West gleichzeitig. „Nehmen Sie das Zeug mit und entsorgen Sie es!“, befahl ihm Riccardo.

Ettenhubers Smartphone klingelte. Er nahm ab, lauschte kurz in den Apparat und streckte ihn dann mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck seinem Boss entgegen. Die Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt. „Für dich“, sagte er.

West sah seinen Freund fragend an. „Wer ist dran?“

„Der Kapitän der *Pride*.“

„Jetzt nicht. Der wird wohl selbst mit ein paar Ökospinnern fertig werden. Sag ihm, er soll einen Bericht schreiben.“

„Oh, ich denke, dass es dich schon interessiert, was er zu sagen hat.“ Sein Sicherheitschef grinste jetzt quer über das ganze Gesicht. West blickte ihn an, als würde er sich fragen, ob der Gestank in der Kajüte seinem Freund vielleicht den Verstand vernebelt hätte.

Nachdem er das Gespräch mit dem Kapitän beendet hatte, sagte er kopfschüttelnd: „Stinkbomben? Ist das zu fassen? Das Schiff muss teilweise evakuiert werden.“ Er wählte eine Nummer. Es dauerte, bis sich der Teilnehmer am anderen Ende meldete. „Ich bin´s. Ja, Ed, ich weiß, wie spät es ist. Wir haben eine Situation auf der *Pride* im Hafen von Venedig. Nein, keine Havarie. Setz dich mit dem Kapitän in Verbindung, er gibt dir einen Abriss der Lage. Check die rechtlichen Konsequenzen. Was wir an Tickets ersetzen müssen, eventuelle Klagen. Ruf mich später zurück.“ Er legte auf. *Was für eine Nacht! Aber keine Sekunde langweilig! So*

quicklebendig hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Er spürte den Blick seines Freundes auf sich, der immer noch dreinschaute, als hätte er gerade eine gute Nachricht erhalten.

„Was ist los mit dir? Zu viel Stinkbombe geschnüffelt?“

„Verstehst du denn nicht? Das bedeutet ...“

Die jähe Erkenntnis weitete Wests Augen. Er packte seinen Freund an den Schultern. „Maledetto, aber ja! Wir haben uns geirrt. Aber wie! Catwoman war gar nicht von *ihr* geschickt, sondern sie gehört zu denen!“ Er lachte befreit auf. „Das Mädchen ist nichts weiter als eine einfache Ökospinnerin, die sich an Bord der *Pride* schleichen wollte.“

„Sapperlot, und was für eine Freche dazu! Das nenne ich Rache!“

Riccardo schüttelte lachend den Kopf. „Unglaublich, ihre Freunde verseuchen die *Pride* und mir verpasst sie auch ein paar von den Dingen.“

„Ja, alle neun! Voll die Yacht des Reeders erwischt.“ Ettenhuber feixte.

Riccardo wurde wieder ernst. „Sag, haben wir Gasmasken an Bord?“

„Wohl kaum.“

„Tut mir leid, Schorsch, aber du musst nochmal da hinein.“ Er zeigte auf die Kabinentür. Ettenhuber wich einen Schritt zurück. „Das ist jetzt nicht dein Ernst!“

„Ich bin der Boss.“

„Ausgerechnet jetzt kehrst du das heraus. Können wir nicht erst lüften? Überhaupt, wozu denn? Das Wichtigste haben wir!“ Er hob Wests evakuierten Laptop hoch.

„Du bist doch sonst so schlau. Überleg doch, das schafft eine vollkommen neue Situation. Für mich. Für das Mädchen. Bis dato sind wir von völlig falschen Voraussetzungen ausgegangen. Dabei ist die Verwechslung echt gewesen. Ich muss wissen, wer sie ist. Ich habe sie entführt und quasi vergewaltigt. In ihren Augen bin ich ein Schwein“, sagte West erschüttert, den das ganze Ausmaß seines Vergehens einholte. „Ob Absicht oder nicht, Schorsch, es spielt für die Gefühle des Mädchens keine Rolle. Sie hat es real erlebt.“

Ettenhuber stieß die Luft aus, als hätte er sie vorsorglich schon einmal angehalten. „Stimmt ja ... Sachsendi! Alles wieder auf Anfang.“

„Darüber hinaus steckt sie in einer Zwickmühle. Wenn sie mich anzeigt, dann wird sie erklären müssen, wie es zu der Verwechslung kam.“

„Und dann fliegt auch die Aktion ihrer Kumpel, der Ökospinner, auf.“

Riccardo nickte. „Eben.“

„Wenn du weißt, wer sie ist, wirst du ihr nochmals Geld anbieten?“

„Nur, wenn ich sie noch mehr beleidigen möchte. Nein, ich habe andere Gründe. Falls sie sich zu einer Anzeige entschließt, können wir davon ausgehen, dass das Mädchen von der

Staatsanwaltschaft, sobald die meinen Namen erfährt, abgeschirmt wird, um ihre Identität zu schützen. Meine Beteiligung wird aber auf jeden Fall durchsickern, irgendwer redet immer. Die Presse wird sich wie Aasgeier auf die Nachricht stürzen. Sie werden sie jagen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie ihren Namen herausgebracht haben. Und dann hat sie nicht nur die Presse, sondern auch amerikanische Anwälte am Hals. Die wittern doch eine Millionenklage tausend Meilen gegen den Wind. Darum muss ich wissen, wer sie ist, und versuchen, sie so gut wie möglich davor zu schützen. Das ist das Mindeste, was ich für sie tun kann.“

„Verzeih einem schwerfälligen Bayern. Wie willst du das anstellen?“

„Ich gebe zur Not selbst Interviews.“

„Du willst dich den Löwen zum Fraß vorwerfen? Sauber!“

„Falls sie irgendwo registriert ist, haben wir alles, was wir brauchen: Eine Aufzeichnung ihrer Stimme, ein Wasserglas mit Fingerabdrücken, Hautpartikel im Kostüm, sicher auch Haare auf dem Bett. Darum, mach dich ran, alter Freund!“ West klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter.

„Und was machst du?“

„Ich genieße die womöglich letzten Stunden meiner Freiheit.“

„Ich leiste dir Gesellschaft.“ Ettenhuber öffnete die Tür zu einem Abstellraum, zog zwei Liegestühle heraus und platzierte sie an Ort und Stelle.

West sagte nichts, sondern wartete mit hochgezogenen Augenbrauen darauf, dass sich sein Freund erklärte.

„Wir können uns die Arbeit vorerst sparen“, sagte der, während er es sich in seinem Liegestuhl bequem machte. „Ich habe der Frau vorhin einen winzigen Sender verpasst. Solange sie dein Shirt trägt, wissen wir, wo sie ist und wo sie hinwill. Und bevor du die Stirn runzelst: Ich habe da noch in der Annahme gehandelt, sie wäre eine Betrügerin“, ergänzte Ettenhuber. Er streckte sich lang aus und murmelte: „Puh, jetzt könnt ich ein Bier vertragen!“

„Prima Idee!“ West gab dem Steward Bescheid und kurz darauf nippten sie an einem kühlen Hellen. Bayrische Importware, Ettenhubers Lieblingsmarke.

„So schmeckt der Himmel auf Erden!“, seufzte Ettenhuber nach dem ersten Schluck und prostete selbigem zu. Er setzte die Flasche an, nahm einen weiteren tiefen Zug und wischte sich anschließend mit dem Handrücken über den Mund. „Sapperlot, aber was für ein Ramba Zamba! Alles für das bisschen ...“, er suchte nach dem richtigen Wort.

„Sex?“, half ihm West aus.

„Wohl eher Akrobatik. Es genügt nicht, dein Spielzimmer abzusperren, Junge. Die Leute schwatzen dann erst recht. Vielleicht solltest du mal deine Vorlieben überdenken! Dann säßen wir jetzt nicht in diesem Schlamassel.“

„Vielleicht hast du recht.“ West trank von seinem Bier.

„Ich habe ganz sicher recht! Als der Herrgott die Triebe schuf, war das nicht seine Glanzstunde. Was ist bloß aus *sie unten, er oben* geworden? Jetzt kann es nicht kompliziert genug sein, es gibt 1001 Gerätschaften und das ganze Gelumpe braucht Batterien. Ich erzeug meine Energie lieber selber. Strom und Sex sollten sich ausschließen. Meine Helga jedenfalls, die hat sich nie beschwert.“ Ettenhuber leerte die Flasche und rülpste gehaltvoll.

West schmunzelte. „Für Gott, König und Vaterland das Nachthemd geschürzt, hm? Soweit ich mich erinnere, hat sie sich von dir scheiden lassen, oder?“

„Du frecher Batzi! Gib lieber noch ein Bier aus!“

West bestellte nach.

„Und wenn wir schon dabei sind. Du musst damit aufhören, Rick.“

„Mit was?“

„Tu nicht so scheinheilig. Ich kenn das Schmugglerversteck in deinem Flieger! Meinst du, ich weiß nicht, dass du der geheimnisvolle Museen-Wohltäter bist? Der, den die Medien den *Robin Hood der Kunst* nennen? Ich sage nur *Florenz* und *da Vinci* ... Geh, jetzt schau nicht so damisch.“

„Seit wann weißt du es?“

„Seit Tokio.“

„Also schon beim zweiten Mal. Alle Achtung.“

„Ich komm ja nicht auf der Brennsupp´n daherg´schwommen.“

„Brennsupp´n daherg´schwommen?“, wiederholte Riccardo holprig. „Das hast du mir noch nicht beigebracht.“ Die beiden sprachen Englisch miteinander, in das Ettenhuber hier und da urbayerischen Dialekt einfließen ließ.

„Ja, zwölf Jahre, und du kannst immer noch was dazulernen. Merk´s dir, es bedeutet, dass ich nicht von gestern bin.“

„Was hat mich verraten?“

„Dein Bewegungsprofil. Es reicht nicht, das Handy liegenzulassen.“

West nickte. „Der Bio-Chip.“

„Ja, der hatte bei dir auffällig viele Ausfälle. Immer nachts, und ein paar Wochen später freut sich irgendwo auf der Welt ein Museum. Komm, ich weiß, dass du nur Leute bestiehlst,

die die Kunstwerke selbst gestohlen haben. Aber irgendwann erwischen sie dich. Der Knast ist kein schöner Ort. Du brauchst ein neues Hobby.“

„Speedboot-Fahren?“

„Untersteh dich! Du hast die letzte Weltmeisterschaft nur knapp überlebt. Dreizehn Knochenbrüche!“

„Du bist zu abergläubisch, Schorsch“, sagte West leichthin.

„Nein, ich kenne deine Krankenakte. Irgendwann können sie dich nicht mehr zusammenflicken, Burschi.“

„Sagst du mir damit, dass ich alt werde?“

„Nein, ich sage dir damit, dass du zu hohe Risiken eingehst. Du hast Verantwortung. Ein Unternehmen. Menschen, die für dich arbeiten.“

West seufzte. „Ich hasse es, wenn ich dir recht geben muss.“

„Gut!“

Jeder hat ein(e) Happy End verdient!

„Alles gut gegangen, *chica*?“ Marisol lehnte verschlafen am Türrahmen meines Zimmers. Ich hatte sie in meine Aktivitäten für die Umwelt-Gruppe eingeweiht. Sie war deswegen ein wenig erschrocken gewesen. Marisol war die ehrlichste Haut, die man sich vorstellen konnte. Und ein wenig ängstlich. Und sehr fürsorglich. Manchmal kam ich mir vor wie ihre Tochter. Dabei war sie nur zwei Jahre älter als ich.

„Was trägst du da für komische Sachen?“, fragte sie mich weiter und musterte mich von oben bis unten.

Gute Frage! „Äh, ausgeliehen“, stotterte ich, riss sie mir vom Leib und pfefferte sie in die nächste Ecke. „Geh wieder schlafen, Marisol“, sagte ich, während ich mir ein Handtuch schnappte. „Ich dusche noch schnell und dann muss ich gleich zur Uni.“ Wir schrieben heute eine Klausur. Ich war froh, mich darauf konzentrieren zu müssen. Es würde mich zumindest kurzzeitig von der Dauerschleife in meinem Gehirn befreien, die die Ereignisse an Bord der Yacht ununterbrochen und in erschreckender Klarheit abspulte. Merkwürdigerweise wurde ich dabei das Gefühl nicht los, dass Riccardo West mir nichts getan hätte, jedenfalls nicht bewusst. Ich verstand das irrationale Vertrauen nicht, das ich in den Mann hatte. Konnte ich mir inzwischen selbst nicht mehr trauen? Verlor ich meine Urteilskraft?

„Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?“ Marisols Augen ruhten forschend auf mir.

„Natürlich!“, versicherte ich ihr. In das Handtuch gewickelt ging ich auf sie zu, drückte sie kurz an mich und genoss für eine Sekunde die Vertrautheit und den Trost, den mir unsere Freundschaft schenkte. Dank Marisol war ich nicht allein auf dieser Welt.

Marisol erwiderte die Umarmung, sie liebte – im Gegensatz zu mir – Körperkontakt, kein Wunder bei drei Schwestern, vier Brüdern und einer Verwandtschaft, die ein ganzes Fußballstadion füllen würde.

Jetzt schob sie mich von sich, sah mir tief in die Augen und rief: „*Bueno!* Jetzt weiß ich, dass nada in Ordnung ist! Du hast doch was. Los, geh duschen! Kaffee und Marzipangebäck in fünf Minuten in der Küche!“ Sie stapfte davon.

Verflixt, das hatte man von guten Freundinnen! Ihren Argusaugen entging nichts. Während ich duschte, überlegte ich fieberhaft, wie ich mich Marisols Tribunal entziehen konnte. Mir wurde bewusst, dass ich mich in meinem eigenen Paradoxon verfangen hatte. Mein Leben war eine Lüge, aber ich wollte Marisol nicht anlügen. Das Einzige, was mir einfiel, war, ihr zu erzählen, ich hätte mich verliebt. Das würde vermutlich zu einem einseitigen Wortschwall ihrerseits führen, was genau so in meiner Absicht lag.

Marisol hatte nämlich zwei große Leidenschaften: Die Herstellung von feinstem Konfekt und eben die *Liebe*. Nicht irgendeine Liebe, sondern die große, unvergängliche, herzerreißende Liebe. *Amor incondicional*. Die Sorte Liebe, die man in Bollywoodfilmen fand, in denen bis zum unvermeidlichen Happy End eimerweise Tränen vergossen wurden. Bevorzugt sah Marisol Filme mit Shah Rukh Khan, so eine Art indischer Tom Cruise. Sie besaß alle seine Filme auf DVD, die sie sich in ihrer Freizeit reihenweise auf ihrem kleinen Fernseher reinzog. Sogar ich war inzwischen mit dem Bollywood-Virus infiziert. Ich weiß nicht, wie viele Sonntagnachmittage wir bereits heulend auf ihrem Bett indische Liebesfilme geguckt hatten. Nicht, dass Marisol der Liebe schon begegnet wäre. Meine Freundin war so jungfräulich wie am Tag ihrer Geburt. Sie war tatsächlich ein Unikum in dieser schnelllebigen, oberflächlichen Zeit. Doch mit der Unerschütterlichkeit eines wahren Christen, der auf die Rückkehr des Messias hofft, glaubte Marisol fest daran, dass ihre große Liebe irgendwo da draußen auf sie wartete. Sie musste sie nur finden. Oder von ihr gefunden werden.

Wie es schon ihre Traummannliste sagte, es kam nur ein Spanier in Frage (der aber möglichst wie Shah Rukh Khan aussehen sollte). Alle anderen Männer waren in Marisols Augen direkte Abkommen des Teufels, mit Huf, Schwanz und Horn, und die Schlimmsten waren sowieso die Italiener.

Während das heiße Wasser auf mich herabprasselte, war ich froh, mich mit Marisols nicht vorhandenem Liebesleben beschäftigen zu können. Es lenkte mich ab. Erst nach zehn Minuten stieg ich aus der Dusche. Ich hatte mich geschrubbt, als wollte ich Venedig von mir abwaschen, und meine Haut wies inzwischen erstaunlich viel Ähnlichkeit mit gekochtem Hummer auf.

Ich hüllte mich in ein Handtuch, tappte einmal quer über den Flur in mein Zimmer und sah sofort, dass Riccardos Kleidung nicht mehr in der Ecke lag. Marisols Ordnungssinn. Ich entkam ihm nicht. Sie würde sie waschen. Eigentlich hatte ich die Sachen in die nächste Mülltonne

stopfen wollen. Egal. Ich suchte Unterwäsche, Shirt und frische Jeans heraus und holte meine geliebten Sneakers aus der Tasche, die ich für Venedig gepackt hatte.

Als ich fertig angezogen war, mein Haar kurz angeföhnt und noch leicht feucht in den üblichen Pferdeschwanz gezwungen hatte, stellte ich fest, dass ich zum ersten Mal seit vielen Jahren meine wichtigste tägliche Routine vergessen hatte: mich zu rasieren.

Bisher hatte ich immer peinlich genau darauf geachtet, meine echte Haarfarbe nicht preiszugeben. An keiner Stelle des Körpers. Dazu gehörte auch regelmäßiges Augenbrauen- und Wimpernfärben. Reflexartig überprüfte ich die Keramikschale, die meine Vorderzähne bedeckte. Ich hatte einen etwas schiefen Schneidezahn, der mich unverwechselbar machte. Wenigstens die saß richtig. Grimmig schwor ich mir, nie wieder einen Fuß auf venezianisches Territorium zu setzen, und wenn die Stadt zur letzten Zuflucht der Menschheit würde. Ausgerechnet jetzt fielen mir Giannis Worte, respektive die seiner Großmutter, ein. Sie trafen nicht zu. Venedig war nicht mein Schicksal, Venedig war mein Fluch!

Also gut, neue Herausforderung. *Marisol*. Ich hob das Kinn, straffte meinen Körper und stolzierte in die Küche. Es war nicht unser erstes Duell. Marisol war mein abwechslungsreiches Liebesleben nicht entgangen. Logischerweise billigte meine Freundin mein Treiben nicht und versuchte daher von Zeit zu Zeit, mich ‚zu bekehren‘.

Verführerischer Kaffeeduft schlug mir entgegen. Meine Freundin erwartete mich am gedeckten Tisch. Die üblichen Waffen: zwei Tassen, eine volle Kanne Kaffee und ein Teller ihrer hausgemachten, nach Sünde schmeckenden Marzipanpralinen. Mir lief sofort das Wasser im Mund zusammen. Ich setzte mich, Marisol schenkte ein und schob mir wortlos den Teller zu. „Also, raus mit deiner Sprache, *chica*. Was hast du angestellt?“

„Wie kommst du darauf, ich hätte etwas angestellt?“ Ich wählte meine Lieblingspraline, Pistazie mit einem Schuss Amaretto, und schob sie mir in den Mund.

„Weil du Küche geentert hast wie eine Torero, der eine Stier erlegen muss. Das ist nicht nett. Sehe ich aus wie eine Stier?“

Ich verschluckte mich an der Nuss. „Bitte?“, keuchte ich.

„Du hast schon richtig gehört.“ Marisol hob die Tasse an ihren Mund und taxierte mich über den Rand hinweg. Unter ihrem Blick fühlte ich mich plötzlich genauso verletztlich wie auf diesem komischen Rad, auf dem mich West festgeschnallt hatte.

Nur, dass jetzt nicht mein Körper, sondern meine Seele ausgeliefert schien. Doch Marisol war meine Freundin. Sie wollte nur das Beste für mich, sie sorgte sich um mich. Selbstredend, dass ich ihr weder die Lüge, ich hätte mich verliebt, noch irgendeine andere aufzischen konnte. Also schwieg ich und aß noch eine Praline. Und noch eine.

„So schlimm? Du hast dich verliebt oder, *guapa?*“

Na toll! Da soll man nicht die Krise kriegen ... Ich verschluckte mich gleich nochmals. Marisol stand auf und hieb mir kräftig auf den Rücken.

„Wie kommst du bloß darauf?“, sagte ich, als ich meine Luftröhre wieder soweit unter Kontrolle hatte.

„Deine Benehmen, deine Blick und die fremden Kleider, die eindeutig eine große Kerl gehören. Ich habe gesehen, wie du sie dir vom Leib fetzen. Als hättest du Angst, dich an ihnen zu verbrennen.“

„Und daraus schließt du, ich hätte mich verliebt?“ Ich war einigermaßen fassungslos. Was für Signale sandte ich bloß aus?

Marisol strahlte und nickte heftig mit dem Kopf. Als ob das nicht ausreichte, klatschte sie auch noch in die Hände und rief „*Síí!*“

Wie kam ich aus der Nummer wieder raus? Antwort: Gar nicht.

Ich wurde völlig von Marisol überrannt: „Wie heißen er? Wie sehen er aus? Wo wohnen er? In Venedig?“

Mir wurde schlecht. Und das lag nicht an den vielen Pralinen, die ich inzwischen in mich hineingestopft hatte.

Hilflos sah ich zur Küchenuhr und sagte lahm: „Ich muss zur Uni. Wir schreiben eine Klausur.“

„Gut.“ Marisol nahm mir den Teller weg. „Die Pflicht gehen vor. Aber du entkommst Marisol nicht!“

Ja, danke, das war mir auch klar.

Marisol redete weiter: „Heute Abend will ich alles über Venedig wissen, *bueno?*“ Und, nach einer kurzen Pause, während der ich meine Tasse in die Spüle stellte, fügte sie noch etwas hinzu. Es waren nicht ihre Worte, die mir einen Schauer über den Rücken jagten, sondern die Art, wie sie es sagte, mit dieser jähen sanften Stimme: „Jeder hat eine Happy End verdient, *chica.*“

Jetzt war ich endgültig davon überzeugt, dass Marisol in meine Seele blicken konnte. Wenn ich an etwas mit ganzem Herzen glaubte, dann daran, dass es für mich kein Happy End geben konnte. *Niemals*. Nicht, solange *er* lebte und die gleiche Luft wie ich atmete.

Ich zwang mich zu nicken, weil Marisols Blick auf mir haftete, als wäre er für alle Zeiten festgeschraubt. Keinen Ton hätte ich jetzt herausgebracht, so dick war der Kloß in meinem Hals.

Es reichte, dass ich mich heute Nacht Gianni weinend an den Hals geworfen hatte. Wenigstens hatte ich einen Aufschub bis zum Abend gewonnen. Vielleicht passierte ja

inzwischen etwas. Marisol verliebte sich ausgerechnet heute, oder der Boden tat sich auf und verschlang mich. Vielleicht hatte ich auch Glück und die Außerirdischen eroberten unsere Erde ... Ich war für alles offen.

Warum zum Teufel, fragte ich mich, war ich bloß nach Venedig mitgefahren? Ich hatte ein Gefühlsbeben erlebt und etwas in mir hatte sich dabei definitiv verschoben.